

# *Abenteurer Gottes*

clv



Dave und Neta Jackson

# *John Bunyan*

Verrat im Gefängnis

clv

Christliche  
Literatur-Verbreitung e.V.  
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld



1. Auflage 2002

Originaltitel: Traitor in the Tower  
© 1997 by Dave und Neta Jackson

© der deutschen Ausgabe 2002 by CLV  
Christliche Literatur-Verbreitung  
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Übersetzung: Mechthild Niemöller  
Umschlag: Dieter Otten, Gummersbach  
Satz: CLV  
Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN: 3-89397-446-6

## *Vorwort*

Dave und Neta Jackson sind als Ehepaar ein Team, das zahlreiche Bücher über Familie, Kirche und Beziehungen geschrieben und mitgeschrieben hat, einschließlich der ›Secret Adventurers‹-Videoserie, der ›Pet-Parables‹-Serie, der ›Caring Parent‹-Serie und der neu erschienenen Hero Tales, Folge I und II.

Die Jacksons haben zwei verheiratete Kinder: Julian, der die ›Trailblazer Books‹ illustriert hat, und Rachel, die ihnen kürzlich ihre erste Enkeltochter, Havah Noelle, geschenkt hat. Dave und Neta sind in Evanston, Illinois, zu Hause, wo sie aktive Glieder der Reba Place Church sind.



# *Inhalt*

Verhaftung um Mitternacht	9
Flucht aus London	20
Der Gefängnisaufseher	29
Auf Bewährung	42
Im feindlichen Lager	56
Der Londoner Tower	66
Die Strafe	79
Der Antrag an Lord Barkwood	91
Schatten auf den Wegen	101
Kampf im Swan Chamber	114
Brief aus der Vergangenheit	125
Die Befreiung	134
Mehr über John Bunyan	146



## *Verhaftung um Mitternacht*

**B**umm! Bumm! Bumm!

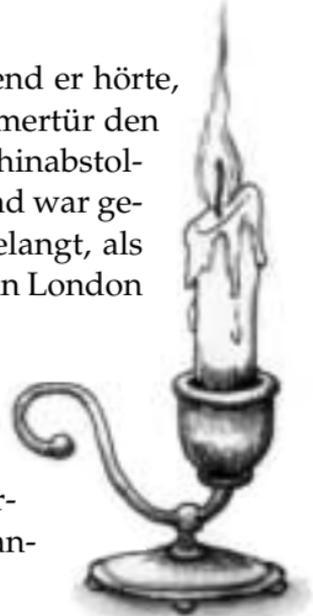
Der Lärm riss Richard Winslow aus dem Tiefschlaf. Oder träumte er etwa noch? War er in einer Burg und der Feind stand vor dem Tor? Nein. Als der Schlaf von ihm wich, stellte er fest, dass er sich in seiner Schlafkammer befand. Das laute Klopfen und die Rufe kamen von der Eingangstür seines Hauses, die sich direkt unter dem Raum befanden.

Bumm! Bumm! Bumm! »Im Namen des Königs: Macht die Tür auf!«

Das gelbliche Licht der Fackeln warf seinen flackern- den Schein an die Zimmerdecke. Dann hörte er seinen Vater nach dem Diener rufen. »Walter! Walter – was ist da los? Wer ist an der Tür? So zündet doch eine Kerze an!«

Richard sprang aus dem Bett, während er hörte, wie sein Vater draußen vor der Zimmertür den Gang entlanglief und die Treppe hinabstolperte. Richard folgte seinem Vater und war gerade auf der Hälfte der Treppe angekommen, als dieser die schwere Tür ihres Hauses in London öffnete.

Sofort stürmten zwei Männer des Königs mit gezogenen Schwertern herein. Während Richard noch zögernd auf dem Treppenabsatz wartete, konnte er vor dem Haus noch an-



dere Soldaten sehen. Einer hielt eine Fackel in der Hand, deren Feuer einen flackernden Schein in das dunkle Treppenhaus warf. »Ich bin der Hauptmann der königlichen Wache«, bellte der ältere der beiden Soldaten in das Innere des Hauses. »Wohnt hier Obadiah Winslow? Seid Ihr Winslow?« Drohend ging er einen Schritt auf Richards Vater zu.

»Ja, er wohnt hier und steht vor Euch«, antwortete Mr. Winslow, wobei er seine Nachtmütze zurückschob und Haltung annahm. Aber barfuß und in einem zerknitterten Nachthemd sah er kaum wie ein ehrbarer Gentleman aus.

»Wer wohnt sonst noch in diesem Haus?«, wollte der Hauptmann wissen, wobei er sich duckte, um einen besseren Blick auf die dunkle Treppe zu haben, auf deren Absatz sich Richard immer noch verborgen hielt. Richard kroch weiter zurück, so dass man ihn nicht sehen konnte.

Obadiah Winslow blickte ebenfalls hinauf. Dann stammelte er: »Nur meine Familie ... meine Frau und die Kinder.«

»Sind das alle?« Der Soldat schaute zum Ende des Flures. »Was ist dahinten?«

»Ach, die Magd ... und der Butler«, sagte Mr. Winslow, als die Tür sich öffnete und der alte Diener mit einer Kerze in der Hand verunsichert den Flur betrat. Der Mund des Alten stand offen, und im schwachen Schein der Flamme wirkte er recht benommen.

»Wer sind diese Leute?«, murrte er. »Ich bin hier der Butler und ich habe Ihnen nicht gestattet, hier herein ...«



»Ruhe, Alter!«, schnauzte der Hauptmann. »Das hier geht Euch nichts an.« Er wandte sich wieder an Richards Vater. »Obadiah Winslow, hiermit verhafte ich Euch im Namen der Krone wegen Hochverrats. Mitkommen!«

»Verrat! Aber das ist unmöglich«, stammelte Obadiah. »Ich habe kein Unrecht begangen. Wer hat diesen unerhörten Verdacht geäußert? Was hat dazu geführt?«

»Das kann ich nicht sagen«, meinte der Hauptmann. Er warf seinen Kopf zurück und blickte seinen Gefangenen von oben herab an. »Ich bin weder Richter noch Kläger. Jedoch, wenn ich mich recht entsinne, hattet Ihr lange Zeit eine ziemlich enge Verbindung mit diesem Verräter, Oliver Cromwell. Ihr wart sein stellvertretender Sekretär, nicht wahr?« Der Hauptmann grinste verschlagen.

Obadiah war geschockt. »W-warum ... ja. Aber, aber ... er starb 1658, vor mehr als zwei Jahren, noch bevor der junge König Charles nach England zurückgekehrt ist. Im Übrigen«, meinte Richards Vater, während er versuchte, die Situation wieder etwas in den Griff zu bekommen, »meine ich mich zu erinnern, dass der König alle begnadigt hat, die mit Cromwell in Verbindung standen. Er hat es in der Erklärung von Breda zugesagt. Das ist allgemein bekannt.«

»Was der König versprochen hat oder nicht, geht mich nichts an«, stieß der Soldat hervor. »Der König ist nun mal der König.« Der Hauptmann steckte sein Schwert zurück in die Scheide und ließ seinen Blick an Richards Vater rauf und runter gleiten. »Ihr gebt ein ziemlich jämmerliches Bild ab, wenn Ihr so zum

Tower geht«, knurrte er. »Geht und zieht Euch etwas an, aber macht schnell. Wir haben nicht die ganze Nacht Zeit.«

Obadiah zuckte zusammen. »Der Tower? Warum der Tower?« Aber als er merkte, dass er sich den königlichen Soldaten nicht entziehen konnte, nahm Obadiah Winslow einen Leuchter vom Kaminsims, holte sich Feuer von der Kerze des Butlers und schleppte sich mühsam die Treppe hoch. Als er den Treppenabsatz erreichte, auf dem Richard kauerte, legte er seine Hand auf die Schulter des Jungen und seufzte: »Komm mit, Sohn.«

Der verwirrte Diener blieb unten bei den Soldaten – als ob so ein schwacher alter Mann die Soldaten davon hätte abhalten können, das Haus der Winslows zu stürmen.

Oben, hinter verschlossenen Türen, bestürmten Richards Mutter Eunice und seine drei jüngeren Schwestern Obadiah mit ängstlichen Fragen. Auf der anderen Seite des Raumes stand Molly, die Magd, und weinte bitterlich in die Falten ihres Nachthemdes.

»Nun beruhige dich doch«, sagte Mr. Winslow streng. »Ich weiß nicht, was geschehen ist. Es ist irgendein Missverständnis wegen Cromwell. Aber noch bevor der König nach England zurückkehren durfte, hat er allen seinen Feinden die Freiheit versprochen – obwohl ich mich niemals als Feind der Krone betrachtet hätte. Ich bin sicher, dass ich bereits am Morgen wieder entlassen werde, sobald sich dieses Missverständnis aufgeklärt hat. Macht euch keine Sorgen um mich. Jetzt beruhigt euch wieder und geht zurück ins Bett.«

Die Mädchen, die die Angst der Mutter spürten, fing an zu weinen und klammerten sich an deren Nachthemd. Es schien alles wie ein Albtraum – das Hämmern an der Tür, die Soldaten, die den Vater verhafteten.

Richard merkte, dass er am ganzen Körper zitterte, obwohl ihm gar nicht kalt war. Aber er biss die Zähne zusammen, um nicht loszuheulen. Er war jetzt zwölf und ziemlich groß für sein Alter. Er hatte dichtes, dunkles Haar, das lockig sein würde, wenn er es lang wachsen ließe. Er hatte ein kantiges Gesicht und ein für sein Alter stark ausgeprägtes Kinn. Nervös sah er zu, wie sein Vater Hose und Schuhe anzog.

»Kopf hoch, Junge«, sagte sein Vater, während er ihm auf die Schulter klopfte. Richard wusste, dass er nicht weinen durfte; das würde seine Schwestern nur noch mehr beunruhigen.

Nachdem die Soldaten den Vater mitgenommen hatten krochen Richards drei wimmernden Schwestern ins Bett ihrer Mutter, doch dafür war Richard schon zu alt. Er ging in sein Zimmer zurück.

Es war eine warme Juninacht, doch sein Bett fühlte sich kalt an. Er zitterte noch immer. Es schien alles so unwirklich. Möglicherweise war gar nichts passiert und alles war nur ein Traum. Aber nein ... Träume wanderten von einer Szene zur nächsten, und selbst in den Träumen, die am wirklichsten waren, kamen immer Dinge vor, die nicht hineinpassten – wie Treppen etwa, die sich in einen Wasserfall verwandelten.

Aber die Verhaftung um Mitternacht war eine fortlaufende Bilderfolge gewesen, und das Einzige, was

keinen Sinn machte, war das »Warum«. Warum waren die Soldaten zu seinem Vater gekommen? Es machte keinen Sinn.

Es war wahr, dass sein Vater eng mit Oliver Cromwell zusammengearbeitet hatte, als dieser seine Armeen gegen den alten König Charles geführt hatte. Und nachdem der König besiegt und hingerichtet worden war, hatte Obadiah Winslow Cromwell geholfen, der England fünf Jahre als »Lord Protector« regiert hatte. Aber all das lag weit zurück. Cromwell war gestorben; dann hatte man Charles II aus Europa herbringen lassen, um den Thron zu besteigen.

Streit und Ärger der Vergangenheit sollten begraben werden; man entschuldigte sich für frühere Untreue. Schließlich war alles nur Politik – und Politik macht Feinde, aber wer konnte schon Gut und Böse unterscheiden?!

Also warum war sein Vater nun verhaftet?

Richard dachte mit Schauern an den Tower. Der Londoner Tower lag an dem Fluss Themse, etwa zweieinhalb Meilen von ihrem Haus entfernt auf der anderen Seite von London. Er war schon ein paar Mal dort gewesen: Zwei hohe, doppelte Steinmauern umgaben einen großen, quadratischen Innenhof mit jeweils einem Gefechts-Turm in jeder Ecke. In früheren Zeiten war der Tower eine Burg gewesen, in der Könige und Königinnen gewohnt hatten – niemals hatte ein Feind die Mauern überwinden können. Als man jedoch bemerkte, dass Feinde nicht hinein- und Gefangene nicht hinauskommen konnten, wurde es zum Gefängnis. Aber nicht für gewöhnliche Diebe und Gauner: hier hausten nur Schwerverbrecher und

Feinde des Königs. Und nur wenige, die durch seine Tore eingingen, kamen lebendig wieder hinaus.

Richard stöhnte und zog die Decke über den Kopf.

Irgendwann musste er dann doch eingeschlafen sein, denn die Geschehnisse der mitternächtlichen Verhaftung wurden zu einem Traum ... oder Albtraum. Die Soldaten des Königs verfolgten ihn, aber je schneller er zu laufen versuchte, desto fester schienen seine Füße am Boden zu kleben. Die Straße verwandelte sich in ein Schlammfeld und mit jedem Schritt füllten sich seine Stiefel mehr mit Matsch, bis sie so schwer waren, dass er sie kaum noch hoch bekam. Er geriet in Panik. Die Soldaten wollten gerade nach ihm greifen, da wachte er endlich auf.

\*\*\*

Es war Morgen. Die Vögel zwitscherten und der Fischhändler kam gerade laut rufend die Straße entlang: »Aale, zwei Stück ein Penny! Frische Aale! Greift zu, Leute. Das ist die Gelegenheit! Salzheringe! Ich habe alles, was Ihr wollt!«

Richard kletterte aus dem Bett und zog ein Laken mit sich, das er sich um die Schultern wickelte, während er zu dem kleinen Fenster schlurfte und einen Blick auf die darunter liegende Straße warf. Während seine blauen Augen nach draußen sahen, wurden die Schrecken der Nacht wieder lebendig: Sein Vater war verhaftet und in den Tower gebracht worden!

Schnell zog er sich sich an und lief die Treppe hinunter. »Ist mein Vater schon zurückgekommen?«, stieß er hervor und stürmte zu Walter in die Küche.

»Nein, Master Richard«, entgegnete Walter, während er den Kohleneimer neben die offene Feuerstelle stellte. »Wir haben nicht mal ein Haar von ihm gesehen.«

»Ich werde hinausgehen und sehen, ob ich etwas herausfinden kann«, meinte Richard.

»Oh, nein! Das dürft Ihr nicht. Nach dem, was letzte Nacht passiert ist, wäre es zu gefährlich«, bestimmte Molly, wobei sie einen großen Laib frischen Brotes aus dem Ofen zog.

Die Dienerschaft der Winslows war nicht sehr zahlreich – da war zum einen Walter, der Butler, der auch viele andere Arbeiten im Haushalt erledigte, und zum anderen Molly, die Köchin, die sich, wenn nötig, auch um die Kinder kümmerte. Wegen der engen Verbindung Obadiah Winslows zum ehemaligen Kopf der britischen Regierung war die Familie nicht besonders wohlhabend. Aber sie kamen mit dem zurecht, was sie zur Verfügung hatten.

Richard sah zu, wie Molly das frische Brot auf den Tisch stellte. »Darf ich etwas Brot und Butter?«, fragte er.

»Natürlich, aber ich glaube nicht, dass deine Mutter es gerne hätte, wenn du draußen auf der Straße herumlaufen würdest.«

Richard schnitt sich eine dicke Scheibe von dem heißen Brot ab und bestrich sie mit Butter. Die Butter schmolz sofort und verströmte einen wundervollen Duft. Er wollte nicht mit Molly streiten. Sie würde sonst seine Mutter rufen und er müsste den ganzen Tag im Haus bleiben. Er biss ein besonders großes

Stück ab, damit niemand ihn verstehen konnte, als er murmelte: »Ich werde nicht lange fortbleiben«, und lief aus der Hintertür hinaus.

Er rannte die schmale Gasse entlang, schlüpfte dann zwischen zwei Häusern hindurch und erreichte die Straße. Es war bereits ziemlich warm. Ganz in der Nähe konnte er die noch hellgrünen, neuen Blätter der Bäume von Westminster Abbey sehen, einer großen Kirche. Doch kaum hatte Richard die Schönheit des Tages genossen, als die Erinnerung an die Verhaftung seines Vaters in seine Gedanken prallte.

Westminster Abbey ... Oliver Cromwell war dort begraben, in der Gruft der steinernen Kathedrale. Wütend ballte der Junge die Fäuste. Sein Vater war kein Verräter, nur weil er für Cromwell gearbeitet hatte! Richard wünschte, der alte Mann wäre noch am Leben und könnte dem König, dem Richter oder den Soldaten erklären, dass sein Vater ein guter Mann war.

Als Richard sich Westminster Hall näherte, bemerkte er eine unruhig murmelnde Menschenmenge. Ein leicht modriger Geruch lag in der frischen Morgenluft. Geschockt blieb er stehen.

Von einem großen Balken hing ein dunkles und verschrumpeltes Etwas, das scheinbar in alte Lumpen gehüllt war. Es sah aus wie ein verwester Körper, der an einem Galgen hing. Richard drängte sich durch die Menge, bis er die Tafel, die oben an dem Balken befestigt war, lesen konnte. »Hier hängen die Überreste von Oliver Cromwell, schuldig des Verrats. Verräter, habt Acht! Euch wird es ebenso ergehen!«

Entsetzt trat Richard den Rückzug aus der Menge an, stolperte dabei über einen Stein und fiel hin. Aber der Schock über den Sturz war nicht im Mindesten so groß wie über das, was er gesehen hatte. In Panik rappelte er sich auf und rannte nach Hause.

## Flucht aus London

**R**ichard stürmte schreiend ins Haus. »Mutter! Mutter! Sie haben Oliver Cromwell gehenkt!« Er stoppte in der Küche, wo seine Mutter, die Schwestern, Butler und Magd beim Frühstück saßen.

Gewöhnlich servierte Molly den Winslows das Frühstück auf einem Tablett ins Schlafzimmer. Aber wegen der Schrecken der vergangenen Nacht hatten sich alle in der Küche versammelt.

»Was soll das?«, fragte Eunice Winslow. »Cromwell ist schon seit über zwei Jahren tot. Niemand hat ihn gehenkt. Er ist eines natürlichen Todes gestorben – und wir alle wissen, dass sein Leichnam in der Gruft der Westminster Abbey liegt. Nun setz dich erst mal, hole tief Luft und erzähle alles der Reihe nach.«

»Aber sie haben ihn gehenkt!«, beharrte Richard. Er setzte sich nicht, sondern stellte sich hinter einen Stuhl, umfasste die Lehne und schaukelte ihn nervös vor und zurück, als wenn es der Schwengel einer Pumpe wäre. »Sie haben ihn gehenkt. Ich habe es selbst gesehen – vor der Westminster Abbey. Und dort hängt er noch immer.«

»Schon möglich«, meinte Walter. Dabei klang seine Stimme, als wenn er mit einem kleinen Kind redete. »Vielleicht hast du eine Strohpuppe gesehen. Jemand hat eine



Puppe gemacht und sie angezogen wie Lord Cromwell. Könnte es nicht so gewesen sein, Master Richard?»

»Ich bin kein Baby«, protestierte Richard, wobei er sich auf Walters Klang der Stimme bezog. »Riechen Strohpuppen etwa wie ... wie ...? Ich habe mal eine tote Katze gefunden. Ich weiß wie der Tod riecht. Er war tot! Ich konnte seinen Schädel sehen, die bräunliche Haut, die sich darüber spannte. Da waren Augenhöhlen und gelbe Zähne, und er hatte lange, strähnige graue Haare, gerade so wie früher, als er noch lebte. Jemand hat ihn aus der Gruft geholt und aufgehängt!«

»Iiiieh!«, rief Anne, seine älteste Schwester, und verzog das Gesicht.

Aber Richard blickte in die ungläubigen Gesichter der Erwachsenen und forderte sie auf: »Geht und seht selbst. Es war eine ziemliche Menschenmenge da. Ihr könnt sie fragen!«

Da wechselte der Gesichtsausdruck seiner Mutter mit einem Mal vom Zweifel zur Gewissheit. »Was ist sonst noch passiert?«, wollte sie wissen. »Waren Soldaten dabei?«

»Nein, keine Soldaten. Aber da war ein Schild oben am Balken. Darauf stand: ›Hier hängen die Überreste von Oliver Cromwell, schuldig des Verrats.« Er erschauerte, als er sich zu erinnern versuchte. »›Verräter, habt Acht!‹ oder so ähnlich.«

Lange Zeit sagte niemand ein Wort. Dann sagte Eunice Winslow ernst: »Wenn das wahr ist, Richard, dann ist das, was deinem Vater letzte Nacht passiert



ist, weit schlimmer, als ich gedacht hatte. Wenn die Winde der Politik sich wieder gedreht haben, sind wir vielleicht nicht mehr sicher.«

»Was werden sie mit Papa machen?«, jammerte Chelsea, Richards mittlere Schwester. Sie konnte einen Schluchzer nicht unterdrücken. Dann verzog sie ihr Gesicht und fing an zu weinen.

»Wir wissen es noch nicht«, meinte Mrs. Winslow beruhigend und strich ihrer Tochter die Haare aus dem Gesicht. »Aber eines ist sicher: Wir dürfen Papa nicht dadurch noch mehr Kummer machen, dass er sich um uns sorgen muss. Ich denke, es ist besser, wenn wir London verlassen.«

»London verlassen?« Richard war ganz durcheinander. Er war sich nicht sicher, ob er seine gewohnte Umgebung und seine Freunde verlassen wollte. »Aber ... wohin werden wir gehen?«

»Ich weiß es nicht«, meinte seine Mutter, während sie abwechselnd zu Walter und Molly blickte. »Vielleicht ... vielleicht könnten wir zu unseren Verwandten nach Schottland gehen. Ich bin sicher, dass sie sich über unseren Besuch freuen würden. Und wenn dies alles hier vorbei ist, kehren wir zurück.« Tapfer lächelte sie die kleinen Mädchen an.

»Aber Ihr wäret mehr als zwei Wochen unterwegs«, wandte Walter besorgt ein.

»Nur über Land. Mit dem Schiff würde es weniger als eine Woche dauern.«

»Ein Schiff! Wir fahren mit dem Schiff?« Richard war ganz aufgeregt – doch plötzlich fühlte er sich schul-

dig. Was wäre mit Papa? Sie konnten ihn doch nicht einfach im Tower zurücklassen.

»Soll ich schon mit Packen anfangen, gnädige Frau?«, fragte Molly.

»Ja, wenn du das bitte tun würdest.«

»Dann werde ich die Kutsche bereit machen«, meinte Walter.

»Ich denke, es wäre besser, wenn wir nicht unsere eigene Kutsche nehmen«, beschloss Mrs. Winslow.

»Das könnte zu viel Aufmerksamkeit erregen. Man würde sie sofort wiedererkennen, versteht Ihr? Wir werden eine öffentliche Kutsche mieten, jedoch nicht vor Einbruch der Dunkelheit. Walter, wenn Ihr bitte so freundlich wäret und zu den Docks hinunter geht, um eine Überfahrt für uns zu buchen. Seht zu, dass es ein unauffälliges Schiff ist und dass wir noch heute Nacht an Bord gehen können. Es sollen uns nicht mehr Leute als unbedingt nötig sehen.«

»Sehr wohl, gnädige Frau«, nickte Walter.

»Und, Walter«, fuhr Mrs. Winslow fort, »wenn du zurückkommst, möchte ich, dass du das Haus verschließt, damit es so aussieht, als ob wir verreist wären. Ich meine, das wäre das Beste. Molly soll mit uns gehen. Würdest du hier bleiben und nach dem Rechten sehen?«

Als Diener der Familie hatte Walter noch nie den Anweisungen seiner Herrschaft widersprochen, jedoch zeigte er seine Meinung durch ein Lächeln bei Zustimmung und zog eine Augenbraue hoch oder reckte seinen Hals, wenn er anderer Meinung war. Jetzt zog er eine Augenbraue hoch und reckte gleich-

zeitig den Hals; Mrs. Winslow redete jedoch ohne Zögern weiter. »Ich wünsche, dass du nur durch die Hintertür ein- und ausgehst, Walter. Und mache des Nachts im Vorderhaus keine Kerzen an. Jeder soll denken, dass das Haus verlassen ist. Jemand muss jedoch hier bleiben für den Fall, dass –« Sie hielt inne und blickte auf die Kinder. »Für den Fall, dass Obadiah frei kommt.«

Richard bemerkte ihr Zögern und wusste, dass seine Mutter das Schlimmste fürchtete: Obadiah Winslow könnte nicht aus dem Tower entlassen werden ...

Sie waren den ganzen Tag damit beschäftigt, ihre Sachen zu packen und das Haus für ihre Abwesenheit vorzubereiten. Zum Mittagessen gab es nichts Warmes: nur Brot und Käse, ein paar Äpfel und Apfelwein. Bei Tisch sprach Mrs. Winslow dann endlich aus, was allen die ganze Zeit schon im Kopf herumgegangen war: »Ich verabscheue es zutiefst, dass wir nun alle so weit von Obadiah fort sein werden. Was ist, wenn er uns braucht?«

»Ich werde dasein, Mrs. Winslow«, sagte Walter. Er klang verletzt und entrüstet.

»Ich weiß, ich weiß, Walter, aber ich fürchte, dass man dich nicht zu ihm hereinlassen wird. Manchmal gestatten sie es nur den engsten Familienangehörigen.«

Plötzlich kam es Richard in den Sinn, dass er zu Hause bleiben könnte. Möglicherweise würde man ihn zum Vater gehen lassen. Aber wenn er bliebe, würde er die Schiffsreise nach Schottland verpassen. Einmal, als er gerade sieben Jahre alt war, hatte sein

Vater ihn auf ein Schiff mitgenommen, das in der Themse vor Anker lag. Seit dieser Zeit träumte er von einer Seereise! Aber eine Seereise ohne seinen Vater – der dazu noch in Gefahr war – schien irgendwie nicht richtig zu sein. Nein, tadelte er sich selbst, seinem Vater zu helfen war weit wichtiger!

»Was ist mit mir, Mutter?«, meinte er schließlich leise.

Mrs. Winslow sah ihn nachdenklich an. Dann entschied sie: »Nein, Junge. Ich kann es nicht riskieren, dich in London zurückzulassen. Das wäre nicht klug.«

»Na gut«, Richard dachte einen Moment nach, »wie wäre es, wenn ich bei Onkel John und Tante Agnes in Bedford bliebe? Dort wäre ich sicher und könnte nach London gehen und Vater besuchen, sobald es nicht mehr so gefährlich ist.«

Zuerst schüttelte Mrs. Winslow heftig den Kopf, dann verlangsamten sich ihre Bewegungen jedoch und nachdenkliche Falten zogen sich über ihre Stirn. »Vielleicht. Bedford liegt nur etwa fünfzig Meilen nordwestlich von London und John White gehört nicht zu diesem Pack. Ich denke, dass dich niemand dort suchen wird.« Sie legte den Kopf in die Hände und dachte laut nach. »Wir könnten alle zu ihnen gehen, aber das wäre wohl doch zu auffällig. Du jedoch – du würdest wohl sicher sein. Aber ich weiß nicht, ob es gut wäre, wenn du nach London zurückkehren würdest. Das könnte zu gefährlich sein.«

Richard schluckte. Einerseits würde er gerne mit seiner Mutter und den Schwestern eine Seereise ma-

chen. Aber bei seinen Verwandten in Bedford wäre er nahezu alleine. Er fühlte sich hin- und hergerissen. Sein Vater brauchte jemanden aus der Familie in seiner Nähe – und er war der Ältteste. Es wäre eine große Verantwortung ... würde er genug Mut dazu besitzen?

»Lass mich bei Onkel John und Tante Agnes bleiben.« Ruhig und erwachsen meinte er schließlich: »Ich werde schon aufpassen.«

Also war es abgemacht. Mrs. Winslow und die Mädchen würden, sobald es dunkel geworden war, auf das Schiff gehen und er nähme die nächste Postkutsche nach Bedford. Seine Mutter ging auf ihr Zimmer, wo sie einen Brief für ihn schrieb, den er zu seinem Onkel mitnehmen sollte. Darin schilderte sie auch die momentanen Gefahren und dass es wichtig für jemanden aus der Familie sei, so nah wie möglich bei London zu bleiben.

Es war dunkel als Mrs. Winslow, die Mädchen und Molly in die Kutsche stiegen, die sie zu den Docks bringen sollte. Zu ihrem Schutz und wegen des Gepäcks fuhr Walter mit ihnen. Aber er würde zurückkehren, sobald die Familie an Bord wäre.

Richard ging in das dunkle Haus zurück und erschrak fast, als er merkte, wie traurig und finster es nun schien. Er beneidete Walter nicht, dass er hier allein zurückbleiben sollte. Das Durcheinander der vergangenen Nacht kam ihm wieder in den Sinn, als er von dem lauten Klopfen der Soldaten unsanft geweckt wurde, die seinen Vater gefangen nahmen. In kürzester Zeit war sein Leben völlig umgekehrt worden. Nun würde er in eine fremde Stadt gehen, zu

Verwandten, die er seit einigen Jahren schon nicht mehr gesehen hatte. Es war aufregend ... und beängstigend zugleich.

\*\*\*

Am nächsten Morgen brachte Walter ihn zu der Kutsche, die nach Bedford ging. Sie wartete vor einem Gasthaus im Norden von London. Um dorthin zu gelangen, fuhren sie wieder mit einer gemieteten Kutsche. Richard wusste, dass Walter mit dem Plan nicht einverstanden war, denn den ganzen Morgen über hatte er nicht mehr gesprochen als nötig war.

»Was ist los?«, fragte Richard schließlich, während sie durch die Straßen Londons rumpelten.

»Nichts, Master Richard«, grummelte er. »Es ist nur ... ich denke, dass ein Junge in deinem Alter bei seiner Mutter bleiben sollte. Ich weiß nicht, was aus dieser neuen Generation noch werden soll. Zu meiner Jugend hätte es das nicht gegeben, zumindest nicht bei ehrbaren Leuten.«

Richard wusste, dass Walters kleine Bemerkung über »ehrbare Leute« dazu dienen sollte, ihn für seine Keckheit zu schelten. Er wusste nicht, was er darauf antworten sollte. Er ging doch schließlich nicht zu seinem Onkel, weil er sich für einen großartigen Kerl hielt. Die Situation erforderte es einfach.

Er schob sein Kinn vor und versuchte überzeugend zu klingen. »Jetzt ist alles anders, Walter. Nichts scheint mehr sicher. Wer weiß, was morgen ist? Ich muss tun was ich kann.« Er wollte nicht grob sein. Die mitternächtliche Verhaftung durch die Soldaten hatte jedoch alles verändert – und er hatte Angst.

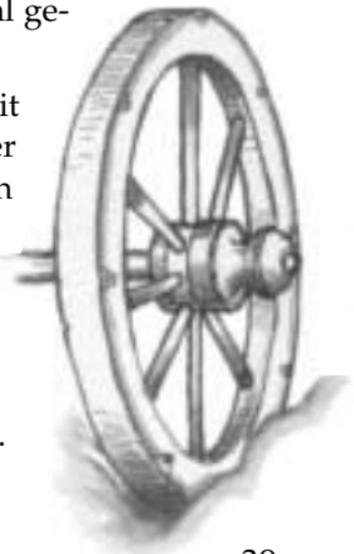
## Der Gefängnisaufseher

Am nächsten Nachmittag, während die Postkutsche durch die schlammigen Feldwege pflügte, saß Richard mit verschränkten Armen da und starrte auf den Mann mit der gepuderten Perücke, der auf dem Platz gegenüber saß. Richard hatte noch nie solch eine unbequeme Fahrt gemacht. Heftige Regenfälle hatten während des Sommers tiefe Furchen geschaffen, die die Räder der Kutsche ohne Vorwarnung mal in diese, dann in jene Richtung rissen.

Mehr als einmal hatte Richard aus dem Fenster auf die frische grüne Landschaft geblickt, als die Kutsche so heftig schwankte, dass er mit dem Kinn auf das Fensterbrett schlug. Und nun, als ob das noch nicht genug wäre, wurde ihm von der Schaukelei auch noch übel.

Er hatte schon Leute von der Seekrankheit reden hören. Ob sich seine Mutter und die Schwestern auf ihrem Schiff nach Schottland wohl genauso fühlten wie er?

Aber der Gedanke an sie, so weit fort von ihm, während ihm immer übler wurde, verschlimmerte sein Elend nur noch mehr. Wenn es je eine Zeit gibt, wo man sich wünscht, daheim im eigenen Bett zu sein, bei den Menschen, die einen lieben und umsorgen, dann ist das, wenn man krank ist.



Richard versuchte ein Mann zu sein, die Dinge zu tun, die Erwachsene tun – aber alles was er sich wünschte, war seine Mutter, die ihm mit einem kühlen, feuchten Tuch über die Stirn wischte.

Ihm brach der Schweiß aus und er presste die Lippen fest zusammen. Er wollte sich nicht übergeben. Was auch geschah, er würde sich nicht auf das Polster übergeben!

»Was ist los, Junge?«, meinte der Mann, der Richard gegenüber saß. »Du siehst etwas grün um die Nase aus. Soll ich dem Kutscher sagen, dass er anhalten soll?«

Richard wagte nicht den Mund aufzumachen. Er schüttelte den Kopf – nein. Aber selbst diese kleine Bewegung verstärkte seine Übelkeit noch.

Der Mann blickte aus dem Fenster und wandte sich dann Richard zu. »Kannst du noch etwas aushalten? Wir sind gleich in Bedford. Dann kannst du eine Pause machen.«

Bedford. Die Reise war bald vorbei. Fast zwei Tage unterwegs würden jeden auslaugen. Aber diese letzten paar Stunden – seit sie von der Great North Road (große Straße Richtung Norden) abgebogen waren – waren eine Qual gewesen. Richard konnte es kaum erwarten, seine Füße wieder auf festen Boden zu stellen.

\*\*\*

Bedford war eine verschlafene kleine Stadt, Sitz der Grafschaft von Bedfordshire.

Richard war dankbar, als die Straße besser wurde, und er bemerkte, dass sie an den ersten Häusern vor-

beifahren. Die meisten waren kleine Dorfkatzen und zum Teil aus Fachwerk. Zwischen die Balken waren Ziegel und Steine gemauert und bildeten so eine grobe, stuckartige Verzierung. Die Dächer der Häuser waren zumeist aus Stroh, jedoch hatten einige auch rote Ziegeldächer.

Richard war erstaunt über die Anordnung der Häuser, die entlang der Straße standen: Sie bildeten eine Art Zaun um Getreidefelder und Obstgärten, die innerhalb eines jeden Blockes lagen. Das war so ganz anders als in London, wo, abgesehen von den Gärten der ganz Reichen, jedes Fleckchen Boden zwischen den engen Gassen bebaut war.

Richard starrte gebannt aus dem Fenster, als sie an einer großen Kirche vorbeifahren.

»Das ist die Sankt-Marien-Kirche«, erklärte der Mann, der ihm gegenüber saß. »Gleich werden wir den Fluss Ouse überqueren. Dann kommt mein Haus, und du, mein junger Reisender, kannst eine Pause machen.«

»Oh, dort muss ich auch aussteigen«, sagte Richard. »Wohnt Ihr in Bedford?«

»Und ob ich dort wohne! Ich bin Edmund Wylde, der Sheriff von Bedfordshire. Du solltest dich also besser an das Gesetz halten, junger Mann.« Aber das breite Grinsen auf seinem Gesicht zeigte, dass er keine ernstliche Drohung aussprach. Der Mann wandte sich um und sah aus dem Fenster. »Oh, wir fahren ja schon über die Große Brücke. Nun, findest du nicht auch, dass das eine vortreffliche Konstruktion ist für so eine kleine Stadt wie diese?«

Richard sah hinaus, als die Räder der Kutsche über das Steinpflaster rasselten. In der Mitte der Brücke war ein Turm mit einem Torbogen, den sie gerade durchfuhren. Richard war nicht sonderlich beeindruckt, hatte er doch in London wesentlich beeindruckendere Bauwerke gesehen.

Gleich nachdem die Kutsche die Brücke hinter sich gelassen hatte, ertönte vom Kutscher ein lautes »Hoooh!«, so dass die Pferde stehen blieben und das Gefährt schaukelnd anhielt.

»Das war's«, meinte der Sheriff, als er die Tür öffnete und ausstieg.

Mit wackeligen Beinen kletterte auch Richard heraus. Sie hatten direkt vor einem Gasthaus angehalten.

»Zum alten Schwan«, sagte der Sheriff und deutete auf das Schild über der Tür, das einen großen weißen Schwan zeigte, der inmitten eines dunklen Teiches schwamm. »Es gibt in der ganzen Stadt keinen besseren Platz zum Essen und Schlafen. Na, dann noch einen guten Tag«, meinte er und schritt auf die Tür des Gasthauses zu.

»Entschuldigt bitte, Sir«, hob Richard an, wobei er immer noch etwas wackelig auf den Beinen war. »Wisst Ihr vielleicht, wo John White wohnt?«

»John White? Was du nicht sagst! Natürlich kenne ich ihn. Er arbeitet für mich! Also«, sagte er, während er seinen Mantel abklopfte und tief Luft holte. Dann wies er mit der ausgestreckten Hand den Weg. »Du gehst einfach die High Street hier weiter hinunter – bis zur ersten, zweiten, dritten – bis zur dritten Straße. Das ist die Silver Street. An der nordwest-

lichen Ecke von High- und Silverstreet liegt das Gefängnis. John White wohnt genau westlich vom Gefängnis. Du kannst es gar nicht verfehlen.«

Richard schnappte sich seine Tasche vom Boden der Kutsche und lief los. Bedford war so ganz anders als London. Die staubigen Straßen waren breit und offen. Hinter den Torbögen der Häuser, die an der Straße standen, befanden sich die Getreidefelder und Obstgärten direkt mitten in der Stadt.

Er ging weiter, vorbei an einer weiteren Kirche auf der linken Seite und zwei Jungen, die einen Reifen mit Stöcken antrieben.

Bei der dritten Straße – der Silverstreet – bemerkte er ein Gebäude, das wohl das Gefängnis sein musste. Es war ein zweistöckiges Haus mit drei schmalen Fenstern, jedes mit einem Eisengitter davor.

\*\*\*

Richard erkannte den Mann, der ihm die Tür öffnete, nicht. Er war kaum größer als Richard, rundlich in der Taille und unscheinbar. Die verbleibenden Haare waren schwarz, straff zurückgekämmt und endeten in einem dünnen Pferdeschwanz am Hinterkopf. Seine Kleider waren rostfarben und typisch für die meisten Händler dieser Zeit – keine übertriebenen Spitzen und Rüschen. Aber etwas war ungewöhnlich. Er trug Kniebundhosen und Strümpfe, dazu jedoch keine gewöhnlichen Schuhe, sondern die schweren Stiefel eines Bauern oder Hafenarbeiters.

»Ich suche John White«, sagte Richard, der sich nach dem Fußmarsch an der frischen Luft wesentlich besser fühlte.



»Er steht vor dir«, antwortete der Mann barsch und zog die Augenbrauen zusammen. »Aber wenn du etwas für einen Gefangenen bringst, musst du es hier bei mir lassen oder morgen gegen Mittag nochmal wiederkommen. Ich führe kein öffentliches Hotel. Ich habe keine Zeit, jedem auf Zuruf das Tor zu öffnen.«

»Ehm ... Onkel John?«, äußerte sich Richard vorsichtig, unsicher, ob dies nun wirklich sein Onkel war.

»Onkel? Wer bist du, Kerl?« Er musterte Richard kritisch. »Du bist doch nicht etwa Eunices Sohn?«

»Doch, Sir. Ich bin Richard Winslow.«

»Gut, gut.« Das Gesicht des Mannes entspannte sich zu einem Lächeln. »Komm rein, mein Sohn. Komm rein! Aber was hat dich den weiten Weg hierher nach Bedford geführt? Wo ist deine Mutter?« Er blickte die Straße hinauf und hinunter, als wenn er erwartete, dort eine Kutsche mit den restlichen Familienmitgliedern zu entdecken.

John White schob Richard ins Haus und rief aufgeregt nach seiner Frau: »Agnes! Agnes! Komm und sieh, wer hier ist. Du wirst es nicht erraten!«

Agnes White kam schnell herein, wobei sie die Hände an ihrer Schürze abwischte. »Richard!«, rief sie und erkannte ihn sofort. »Meine Güte, wie bist du gewachsen. Als wir dich das letzte Mal gesehen haben, warst du höchstens halb so groß.« Sie breitete ihre Arme aus und umfing ihn mit einer herzlichen Umarmung.

»Wo ist meine Schwester? Wo ist Eunice mit den Babys?«, gurrte sie.

Richard kicherte in sich hinein. Er wünschte, seine Schwestern wären hier und hörten, wie man sie »Babys« nannte.

Bald darauf saßen die drei mit Teetassen in der Hand um den Küchentisch, während Richard seine Geschichte erzählte.

Als er seinen Bericht mit dem geendet hatte, was er an der Westminster Abbey gesehen hatte, schüttelte Onkel John den Kopf und runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht, was aus diesem Land noch werden soll«, meinte er. »Mein Gefängnis ist jetzt schon voll und es kommen noch immer mehr Gefangene hinzu. Aber denkt nicht, dass es alles Kriminelle sind – zumindest nicht, was ich kriminell nennen würde. Die meisten von ihnen sind gute, christliche Menschen, nur leider nicht für den König. Obwohl ich denke, dass sie nicht einmal gegen ihn sind.«

»Du bist der Gefängnisaufseher?«, fragte Richard überrascht. Dann erinnerte er sich an den Sheriff, der gesagt hatte, dass John White für ihn arbeite.

»Oh ja«, antwortete Onkel John stolz. »Wir sind jetzt seit drei Jahren hier. Mein Rücken konnte die Arbeit in der Mühle einfach nicht mehr aushalten. Das schwere Heben, weißt du? Jetzt bin ich ein Mann des Königs!« Dann, als er merkte, was er soeben gesagt hatte, fügte er schnell hinzu: »Aber das soll nicht heißen, dass ich etwas gegen deinen guten Vater habe. Ich bin sicher, dass er nichts Schlimmes getan hat und dass sich alles schon bald aufklären wird.«

Schließlich stellte Richard die entscheidendste Frage, die er im Kopf hatte. »Onkel John, wäre es vielleicht

möglich, dass ich für eine Weile bei dir und Tante Agnes bleibe?«

Onkel John grinste. »Nun, das kommt darauf an. Ich suche schon länger einen kräftigen Burschen, der mir im Gefängnis zur Hand gehen kann. Könntest du dir so eine Arbeit vorstellen? Heu und Wasser schleppen und die Eimer der Gefangenen in den Saffron Ditch\* entleeren. Das ist keine angenehme Aufgabe. Hast du einen robusten Magen?«

Richard erinnerte sich, wie er während der Kutschfahrt beinahe sein Mittagessen erbrochen hätte. Der Gedanke an zu leerende Toiletteneimer ließ erneut Übelkeit in ihm aufkommen. Aber er holte tief Luft und antwortete: »Ich bin bereit.«

»Gut«, meinte Onkel John und klopfte ihm auf die Schulter. »Also bist du jetzt ein Kerkermeister!«

»Ach, John«, murmelte Tante Agnes. »Er ist doch noch so jung. Nimm ihn nicht zu hart ran.« Sie wandte sich an ihren Neffen und lächelte. »Natürlich kannst du bei uns bleiben, so lange du willst – und wenn er dich zu hart ran nimmt, lässt du es mich einfach wissen.«

»Misch dich da nicht ein, Agnes«, grollte Onkel John. »Ich werde ihn schon gut behandeln. Er ist fast erwachsen und etwas harte Arbeit wird einen Mann aus ihm machen.«

\*\*\*

In dieser Nacht, nach einem einfachen Mahl aus Graupensuppe und hartem, dunklem Brot, schlief

---

\* ein Entwässerungsgraben

Richard so gut wie seit der Verhaftung seines Vaters nicht mehr. Die kleine Kammer oben unter dem Strohdach hatte ein kleines Fenster, durch das man auf die Stadt Bedford blicken konnte. Der silberne Schein des Mondes erleuchtete die Geschäfte, Landhäuser, Felder und Kirchen. Alles schien so friedlich, wie kleine Wellen auf einem Teich – nicht wie das Wirrwarr einer Londoner Nacht.

Am nächsten Morgen lernte Richard dann das Gefängnis von Bedfordshire kennen. Es hatte zwei Stockwerke und einen unterirdischen Kerker. Sein Onkel John hob den dicken Balken an, der die schwere Tür aus Eichenholz versperrte, und entriegelte rasselnd das Türschloss. Die Tür sprang auf und Richard trat ein.

»Hier im Erdgeschoss«, erklärte Onkel John, »sind die normalen Gefangenen – solche, die auf ihren Prozess warten, oder die bereits verurteilt sind. Die Gefängniszellen zum Schlafen grenzen an zwei große Räume an. Wie du siehst, sind wir ziemlich überfüllt. Früher war hier meistens alles leer, nur hin und wieder mal ein Dieb, besonders zu den Zeiten, wenn Jahrmarkt war. Aber jetzt sind hier fast fünfzig Häftlinge, zumeist religiös anders Denkende – Puritaner\*, Baptisten\*, Quäker\* und einige Presbyterianer\*. Ich für meinen Teil kann keinen triftigen Grund für ihre Verhaftung finden, aber ich habe die Gesetze schließlich nicht gemacht.«

---

\* Angehörige der evangelisch-reformierten Kirchen und Gemeinden in England und den USA, die die bischöfliche Leitung der anglikanischen Kirche und ihre katholischen Elemente ablehnen und ihre Gemeinden durch Presbyter und Geistliche leiten lassen

Sie traten durch eine weitere schwere Tür und stiegen die Treppe zum Obergeschoss hinauf.

»Ich musste einige der Andersgläubigen hierher bringen, aber für gewöhnlich ist dieser Bereich den Schuldnern vorbehalten.«

Im Obergeschoss gab es einen Gemeinschaftsraum und vier Schlafzellen, die viel größer waren als die Zellen unten. Auch waren die Fenster hier nicht nur schmale Spalten mit Eisengittern davor, sondern richtig groß und nur mit Holzbalken verriegelt.

Als sie wieder unten waren, zündete Richards Onkel eine Fackel an und öffnete eine weitere Tür. Sie war ebenso stark verriegelt wie die Eingangstür. Dann gingen sie die elf Stufen in den Kerker hinab.

»Ist hier unten auch jemand?«, fragte Richard nervös und blickte in dem schmutzigen Verließ umher.

»Natürlich ist da jemand, in beiden Zellen«, sagte Onkel John. »Hier drin« – er zeigte auf eine schwere Tür ohne Fenster – »ist John Fox. Er ist ein Gewaltverbrecher und Mörder. Wir geben ihm sein Essen durch den schmalen Spalt unter der Tür. Er wird wohl gehenkt werden.«

»Aber wer ist dort drin?« Richard zeigte auf die Tür der anderen Zelle. Sie hatte oben ein kleines vergittertes Fenster.

»Sieh hinein. Die Zelle dort hat ein kleines Kellerfenster, so dass etwas Licht hineinfällt. Eine Frau namens Elizabeth Pratt ist dort gefangen. Man sagt, dass sie eine Hexe sei, aber ich kann nicht glauben, dass sie jemals so böse Sachen gemacht hat.«

Durch das kleine, vergitterte Fenster in der Tür konnte Richard in der hintersten Ecke der Zelle, im Dämmerlicht eines schmalen Fensterspaltes an der Decke, eine Gestalt ausmachen, die nur mit einem Laken zugedeckt auf einem Strohaufen lag.

»Nun, sie ist nicht gefährlich«, meinte Onkel John. »Es sei denn, du fürchtest dich, dass sie dich mit einem Fluch belegt. Alle paar Tage wirst du ihr Stroh auswechseln und ihr nach Kräften behilflich sein. Wenn ich es zu sagen hätte, dann wäre sie nicht hier drin. Aber das Gericht will es so. Es ist schrecklich.«

»Warum machst du es dann?«, wollte Richard wissen.

John White zog die Schultern hoch. »Ich mache das Gesetz nicht; es ist nur meine Pflicht, es aufrecht zu erhalten.«

Richard runzelte die Stirn. »Aber warum führst du ein Gesetz aus, wenn es ungerecht ist?«

»Aha! Du denkst an deinen Vater, der in den Tower geworfen wurde. Warum hat nicht irgendein gutherziger Wächter zur Seite geschaut, damit er fliehen konnte? Aber was wäre dabei herausgekommen? Dann wäre dein Vater jetzt ein Flüchtling ... und ein Krimineller für die Soldaten. Ich bezweifle nicht, dass dein Vater ein ehrbarer Mann ist, und ich habe schon mehr als einmal erlebt, wie ungerecht das Gesetz ist. Aber –« John White verstummte und blickte auf die finstere Kerkertreppe. Es schien, als ob er durch die dicken Gefängnismauern in die Ferne starrte. Plötzlich schüttelte er seinen Kopf und fuhr ärgerlich fort: »Es ist schrecklich, wenn man ins Ge-

fängnis muss. Du wirst es selber merken, wenn du hier arbeitest. Und du wirst wünschen, dass es dir nie passiert ... und dich an die Gesetze halten, selbst an jene, die dir nicht gefallen.«

## Auf Bewährung

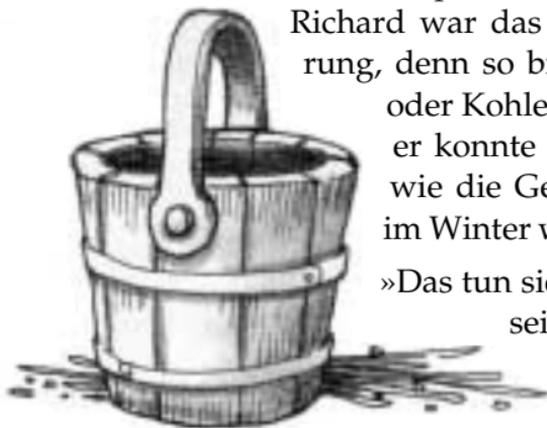
Gleich am nächsten Tag begann Richard mit seiner Arbeit. Er verteilte Essen und Stroh an die Gefangenen und leerte ihre stinkenden Toiletteneimer. Die Arbeit war schwer, und zuerst verabscheute er sie. Verbrecher waren immerhin Gesindel; Menschen, die weit unter seinem Rang in der Gesellschaft standen. Er vermied es, ihnen in die Augen zu sehen, erledigte seine Arbeit so schnell es ging, um dann wieder nach draußen zu können. Aber eines Tages, als er gerade die leeren Eimer zurückbrachte, überfiel ihn ein erschreckender Gedanke: Sein Vater war nicht im Gefängnis gelandet, weil er sich zum Gesindel zählte.

Die Menschen in diesem Gefängnis waren nicht alle schlecht; manche waren wie sein Vater. Er fing an, die Gefangenen mehr zu beachten.

Sie hatten ein schweres Leben, das durch die Überfüllung noch schwerer gemacht wurde. Kein Gedanke daran, im Gefängnis ein Bad zu nehmen, keine Feuerstellen oder Kohlepfannen gegen die Kälte. Für

Richard war das zwar eine Erleichterung, denn so brauchte er kein Holz oder Kohlen zu schleppen. Aber er konnte sich nicht vorstellen, wie die Gefängnisinsassen sich im Winter warm halten sollten.

»Das tun sie auch nicht«, meinte sein Onkel, als Richard



ihn danach gefragt hatte. »Manchmal bekommen die Gefangenen das so genannte ›Gefängnisfieber‹. Wir haben jedoch keine Krankenstube, so dass manche daran sterben. Es ist furchtbar, aber weil es keine Heizmöglichkeit gibt, ist es hier auch niemals richtig trocken.«

Jeder Gefangene erhielt täglich einen viertel Laib Brot, den er selber bezahlen musste. Jede andere Nahrung musste von Freunden oder Verwandten von draußen hereingebracht werden.

Nachdem er einige Zeit im Gefängnis gearbeitet hatte, kannte Richard die Familienangehörigen, die regelmäßig vorbeikamen, um ihre geliebten Verwandten zu besuchen. Er versuchte, nicht an seinen Vater zu denken, der ohne jeglichen Besuch allein im Tower saß. Im Augenblick konnte er noch nichts für ihn tun. Aber bald wollte er nach einer Möglichkeit suchen, nach London zu gelangen und seinen Vater zu besuchen. Vielleicht hatte sein Vater auch nicht mehr als Brot und Wasser zu essen? Brauchte er wohl auch jemanden, der ihm besseres Essen brächte, so wie es diese Gefangenen von ihren Familien bekamen?

Eine der regelmäßigen Besucher des Bedfordshirer Gefängnisses war ein Mädchen in Richards Alter. Jeden Tag um die Mittagszeit kam sie mit einer großen Kanne Suppe zu einem der Gefangenen. Sein Onkel ließ sie jeweils freundlich ein und nannte sie Mary.

Sie war ein hübsches Mädchen mit kräftigem, dunklem Haar und einer Haut so hell wie Sahne. Eines Tages beobachtete Richard sie ausgiebig, weil er herausfinden wollte, warum sie so eigentümlich steif

ging und nie mit ihm sprach. Vielleicht schämt sie sich, überlegte er. Er wusste selber, wie unangenehm es war, wenn der eigene Vater im Gefängnis saß und man nicht wollte, dass fremde Menschen davon erfahren.

Als sein Onkel merkte, wie er das Mädchen beobachtete, meinte er: »Sie ist schon bemerkenswert, diese Mary Bunyan. Sie wohnt einen Block weiter in der Mill Lane, Ecke Cuthbert Street. Sie ist noch zuverlässiger als eine Sonnenuhr. Eine Sonnenuhr braucht die Sonne, sonst funktioniert sie nicht. Aber sie kommt jeden Tag hierher, immer mittags, egal ob es regnet oder die Sonne scheint. Wusstest du, dass sie blind ist?«

»Was?« Richard konnte es nicht fassen. »Sie kann nichts sehen?«

»Nicht ein bisschen, aber das hält sie nicht auf. Sie geht in der ganzen Stadt umher.«

Erstaunt beobachtete Richard das Mädchen, wie es den überfüllten Gemeinschaftsraum durchquerte, bis es zu einem Mann gelangte, der am anderen Ende der Raumes auf einer Bank saß und eifrig mit seinen Händen beschäftigt war. Sie bewegte sich auf diese langsame und steife Art, die er schon früher bei ihr bemerkt hatte, und sah dabei immer geradeaus. Und dann sah er es. Sie ertastete sich ihren Weg mit den Füßen! Und wenn ihre Zehen das Bein eines Mannes berührten, der schlafend mitten im Raum lag, wich sie leicht zur Seite aus, ohne dabei das Gleichgewicht zu verlieren.

Es war erstaunlich! Richard erinnerte sich, wie er als kleiner Junge mit geschlossenen Augen umhergelaufen

fen war, um zu sehen, wie es ist, wenn man blind ist. Sein Spiel hatte nie länger als ein paar Minuten gedauert; dann hatte er immer ein Auge geöffnet und geblinzelt. Es war einfach zu schwer.

Aber dieses Mädchen schien die Situation problemlos, nur ein kleines bisschen steif, zu meistern.

Als sie am nächsten Tag kam, war John White nicht im Gefängnis, weil er noch etwas Geschäftliches zu erledigen hatte.

»Hallo, Mary«, sagte Richard mutig, als er sie hineinließ.

»Guten Tag«, antwortete das Mädchen leicht erstaunt. »Ich glaube nicht, dass ich dich kenne. Du klingst jung. Bist du ein –«

»Nein, ich bin kein Gefangener. Ich arbeite hier und helfe meinem Onkel. Ich bin Richard Winslow ... aus London«, fügte er noch hinzu.

»Oh.«

»Ich habe gesehen, wie du jeden Tag Suppe bringst. Ist dein Vater dieser Kesselflicker dort?« Richard zeigte auf den Mann, der seine Tage über eine kleine Werkbank gebeugt verbrachte. Sein Onkel hatte ihm gesagt, dass der Mann ein Kesselflicker sei, aber natürlich konnte er im Gefängnis keine Töpfe und Pfannen flicken oder Messer herstellen. Also beschäftigte er sich mit kleinen Handarbeiten, mit denen er etwas Geld verdienen konnte.

»Ja.«

Sie wollte bereits weitergehen in Richtung des Gemeinschaftsraumes, da fragte Richard, der gerne mehr über dieses außergewöhnliche Mädchen erfah-

ren wollte, das in der Stadt umherlaufen konnte, obwohl es blind war: »Wie heißt er?«

»Sein Name ist John Bunyan – und er gehört nicht hierher.«

»Nun, warum ist er dann hier?«, fragte Richard herausfordernd.

»Er hat ohne Genehmigung gepredigt.« Sie ging einen Schritt weiter, drehte sich dann jedoch um und sagte: »Komm doch einfach mit! Dann lernst du ihn kennen. Er kann dir alles darüber erzählen.«

Etwas unsicher folgte Richard dem Mädchen in den Gemeinschaftsraum und hinüber zu der Werkbank, an der ihr Vater saß und arbeitete. Der Mann war durchschnittlich groß, Anfang dreißig und seine schulterlangen, hellbraunen Haare verdeckten sein Gesicht, während er sich über seine Arbeit gebeugt hatte. Es war das erste Mal, dass Richard dem Kessel-flicker seine Aufmerksamkeit schenkte und er erkannte schnell, dass der Mann Spitzen für Damenmieder herstellte. Er hatte bereits einen ganzen Stapel davon gebündelt, schnitt sie in der passenden Länge zu und versiegelte die Enden mit Messingklammern, damit die Fäden nicht aufribbeln konnten.

»Mary!«, sagte der Gefangene, wobei warme Freude in seiner Stimme mitschwang, und blickte sie an. Er hatte ein ehrliches, offenes Gesicht mit weit auseinander stehenden Augen und einer großen Nase. Eine Augenbraue war etwas höher gezogen als die andere. »Es ist so gut, dich zu sehen. Hier, gib mir die Kanne. Hmm, das riecht aber gut!« John Bunyan nahm einen Schluck. »Danke, Mary. Komm, setz dich

her.« Er schob seine Sachen von der Bank und das Mädchen hockte sich neben ihn.

Richard stand abwartend neben der familiären Begrüßung. Schließlich sagte Mary: »Vater, das ist Richard Winslow. Er würde gerne wissen, warum du ins Gefängnis musstest.«

»Oh, tatsächlich?« John Bunyan war überrascht. »Nun, weil ich Gottes Wort gepredigt habe, Junge«, sagte er und sah zu dem schlanken Jungen auf, der neben ihm stand.

»Was ist denn so schlimm am Predigen?«

Der Mann lächelte bedauernd. »Das würde ich auch gerne wissen. Die Bibel sagt schlicht: ›Predigt das Wort‹, und das ist alles, was ich getan habe. Aber jetzt, wo der König zurückgekehrt ist und die Staatskirche wieder ihre alte Macht hat, werden wir Andersgläubigen nicht länger toleriert. Man sollte meinen, dass einige der Freiheiten, die wir unter Cromwell gewonnen hatten, erhalten blieben. Aber ich fürchte, er hat sich zu viele Feinde gemacht. Nun, und weil ich keine Erlaubnis hatte, haben sie mir das Predigen untersagt.«

Mary fügte hinzu: »Vater würde noch heute aus dem Gefängnis kommen, wenn er verspräche, nie mehr zu predigen; aber das wird er nicht.«

Richard hob erstaunt die Augenbrauen. In der Stimme des Mädchens spiegelte sich eher Stolz als Bedauern. »Warum verspricht Ihr es denn nicht?«

»Wie könne ich versprechen, etwas nicht zu tun, wenn der Herr mir genau das zu tun befiehlt?«

»Nun ...«, Richard suchte nach einer Erklärung. »Für den Schutz Eurer Familie natürlich! Mein Vater ist auch im Gefängnis und ich weiß, wie viel Kummer das bedeutet«, stürzte es aus ihm heraus.

»Ach, tatsächlich?«, sagte John Bunyan mit einem breiten Lächeln. »Und warum wird er gefangen gehalten?«

Richard fröstelte. Er hatte nicht vorgehabt, irgendjemand anderem als seinem Onkel und seiner Tante von der Gefangennahme seines Vaters zu erzählen. Vertrauliche Informationen in den Händen der falschen Leute waren höchst gefährlich und er wusste nicht sicher, ob er John Bunyan vertrauen konnte oder nicht. »Es war nichts«, erklärte er steif, »nur ein politisches Missverständnis, das sich bald aufklären wird.«

Bunyan hob die Augenbrauen. »Ja«, meinte er, »politische Missverständnisse können fast so schlimm sein, wie religiöse.«

Richard wandte sich um und ging wieder an seine Arbeit: Frisches Stroh in die Zellen verteilen. Später, als Mary nach Hause gehen wollte, ließ er sie hinaus, jedoch ohne ein Wort mit ihr zu sprechen.

\*\*\*

Der nächste Tag war ein Sonntag. Richard ging schon früh mit einem Eimer Wasser zu den Gefangenen. Da kam plötzlich sein Onkel herein – und ließ John Bunyan nach draußen!

Richard eilte zu seinem Onkel. »Ist er frei?«

»Oh, nein. Er wollte nur heute Morgen zur Kirche gehen – dort ist irgendein besonderes Treffen oder so.«

»Aber hast du denn keine Angst, dass er wegläuft?«

»Bunyan? Auf keinen Fall! Er könnte jederzeit freigelassen werden, wenn er nur versprechen würde, nicht mehr zu predigen; aber das will er nicht. Sagt, dass er Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen.« John White zuckte mit den Schultern. »Ich denke, so lange er freiwillig im Gefängnis ist, brauche ich nicht zu befürchten, dass er flieht. Und davon abgesehen habe ich dir gestern erzählt, dass seine Familie gleich da vorn in der Cuthbert Street wohnt. Wo sollte er also hingehen?«

Richard ging wieder an seine Arbeit. Er war jedoch ganz durcheinander und unruhig. Dann ist es also wahr, dachte er. Dieser Bunyan könnte tatsächlich jederzeit entlassen werden, wenn er nur verspräche mit dem Predigen aufzuhören. Sein ganzes Denken kreiste nur noch um dieses Wissen. Warum verzichtete ein Mann auf seine Familie und zog es vor, im Gefängnis zu verrotten, wenn er doch nur das Versprechen abzugeben bräuchte, nicht mehr zu predigen, um freizukommen? Je länger er darüber nachdachte, desto aufgebrachter wurde er, bis er merkte, dass er richtig wütend auf den Mann war.

John Bunyan kehrte am Nachmittag wieder ins Gefängnis zurück, so wie Richards Onkel es gesagt hatte, begleitet von seiner Tochter Mary. Richard begleitete beide bis in die Schlafzelle, die Bunyan mit drei anderen Männern teilte, die jedoch gerade im Gemeinschaftsraum waren, wo sie mit selbstgeschnitzten Würfeln aus Knochen spielten.

Richard musste etwas sagen – schon zum Wohle von Bunyans blinder Tochter. Und so stieß er hervor: »Wie ich Euch gestern erzählt habe, ist mein Vater

auch im Gefängnis. Wenn ich wüsste, dass er, um freizukommen, nur ein Versprechen abgeben müsste, dann wäre ich sehr enttäuscht, wenn er sich weigern würde.« Er sah Mary an, die in seine Richtung blickte, aber mit ihren blinden Augen sah sie an seinem Gesicht vorbei. »Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie schwer es für meine arme Mutter ist, ihn im Gefängnis sitzen zu wissen.« Richards Stimme zitterte, weil er so betroffen war.

»Du meinst also, dass ich das Versprechen geben sollte?«, fragte Bunyan.

Richard zuckte mit den Schultern, was ein deutliches Ja bedeuten sollte.

John Bunyan blinzelte, wobei Richard Tränen in den Augen des Mannes bemerkte. »Ich habe sehr lange darüber nachgedacht«, sagte er dann. »Aber vielleicht kann ich es dir mit einer Geschichte erklären. Mary, möchtest du eine Geschichte hören?«

»Oh, ja, Vater!« Das Gesicht des Mädchens hellte sich auf. »Du kannst so gut Geschichten erzählen.«

»Also gut, ihr beiden – setzt euch hier auf das Stroh und ich will sehen, was ich machen kann.«

Eine Geschichte? Was sollte das nun wieder? Richard zögerte einen Moment, als er an die Flöhe und Läuse dachte, die das Gefängnis bevölkerten und die besonders zahlreich in den Strohlagern hausten. Doch schließlich besiegte seine Neugier alle Bedenken.

»Es war einmal«, begann John Bunyan, »ein Mann – wir wollen ihn Pilgrim\* nennen.«

---

\* Pilger

Pilgrim hatte eine enorme Last auf seinen Schultern, die er nicht ablegen konnte. Aber er hatte ebenfalls ein Buch in seinen Händen. Er öffnete das Buch, in der Hoffnung, eine Möglichkeit darin zu finden, wie er seine Last ablegen könnte. Während er jedoch las, fing er an zu weinen und zu zittern.

Bald entfuhr ihm ein lautes Stöhnen und er sagte: »Was soll ich nur tun?«

In diesem traurigen Zustand kehrte er nach Hause zurück und versuchte – so lange es ging – seine Gefühle vor seiner Frau und den Kindern zu verbergen. Aber er konnte nicht lange ruhig bleiben. Schließlich sagte er: »Meine liebe Frau und ihr, meine lieben Kinder, ich bin sehr beunruhigt über diese Last, die ich auf meinem Rücken trage. Das ist die Sünde, und ich muss einen Weg finden, mich von ihr zu befreien.«

Seine Familie betrachtete das Bündel auf seinem Rücken und zuckte mit den Schultern. Jeder in der Stadt trug irgendeine Last mit sich herum, aber keiner hatte jemals daran gedacht, sie loszuwerden. Warum also gerade Pilgrim?

Dann fuhr er fort: »Ich habe auch erfahren, dass unsere Stadt mit Feuer vom Himmel zerstört werden soll, weil sie so voller Sünde ist. Wenn wir nicht einen Weg zur Flucht finden, werden wir alle umkommen.«

Je mehr Pilgrim redete, umso mehr verwunderte sich seine Familie. Schließlich gelangten sie zu der Überzeugung, dass er verrückt geworden war.

Als die Nacht hereinbrach, flüsterten sie einander hoffnungsvoll zu, dass der Schlaf sein Gemüt beruhigen würde. »Komm, lieber Mann«, sagte die Frau,



»es ist Zeit, ins Bett zu gehen. Trinke noch eine Tasse warme Milch und dann schlaf. Morgen wirst du dich besser fühlen.«

Aber die Nacht war für Pilgrim genauso beunruhigend wie der Tag. Anstatt zu schlafen, seufzte und weinte er nur. Am Morgen meinten seine Kinder: »Wie fühlst du dich jetzt, Vater?«

»Schlimmer und schlimmer«, antwortete er. »Wir müssen diesen Ort alle verlassen und versuchen, diese Lasten auf unserem Rücken loszuwerden.«

Aber je mehr er redete, umso verstockter wurden sie. Schließlich versuchten sie, das, was sie für Verrücktheit hielten, zu vertreiben, indem sie ihn beschimpften, doch wieder vernünftig zu werden. Als das nichts nützte, flehten sie ihn an, wieder zu sich zu kommen.

Am Ende meinte seine Frau: »Wir wollen ihn in Ruhe lassen; vielleicht wird er dann von allein wieder vernünftig.« So verließen sie die Schlafkammer und lebten ihr Leben so normal, wie möglich.

Pilgrim nutzte die Gelegenheit, um für sie zu beten und in der Bibel zu lesen; denn das Buch, das er hatte, war die Bibel. Es war auch die Bibel, die ihn gelehrt hatte, dass die Last auf seinem Rücken Sünden waren, und dass die Sünde der ganzen Stadt zu ihrer Vernichtung führen würde.

Dieser Zustand hielt noch einige Tage an. Manchmal betete Pilgrim und las in seiner Kammer, manchmal ging er auch hinaus in die Felder draußen vor der Stadt. Wenn er allein war, weinte er laut: »Was soll ich tun, um errettet zu werden?«

Als er eines Tages wieder durch die Felder ging, näherte sich ihm ein Mann und sprach: »Hallo. Mein Name ist Evangelist. Du scheinst ganz durcheinander zu sein. Warum weinst du?«

Pilgrim antwortete: »Mein Herr, beim Lesen dieses Buches ist mir klar geworden, dass ich sterben werde und danach ins Gericht muss. Ich habe Angst zu sterben und noch mehr Angst, ins Gericht zu kommen.«

Evangelist rieb sich das Kinn. »Warum hast du solche Angst vor dem Sterben? Ist diese Welt nicht voller Sorgen, so dass du froh sein solltest, sie zu verlassen?«

»Oh, nein«, sagte Pilgrim. »Diese Last auf meinem Rücken wird mich tiefer als ins Grab ziehen; ich werde in die Hölle rutschen. Das will ich nicht. Ich kann nicht einmal einen Tag im Gefängnis aushalten. Wie sollte ich es dann in der Hölle aushalten? Der Gedanke an diese Dinge bringt mich zum Weinen.«

Darauf meinte Evangelist: »Wenn das so ist, worauf wartest du dann noch?«

»Wo soll ich denn hingehen?«, wollte Pilgrim wissen.

Da gab ihm Evangelist eine Schriftrolle aus Pergament, auf der geschrieben stand: »Fliehe vor dem Zorn, der kommen wird!«

»Aber wohin?«, weinte Pilgrim in größter Not.

Evangelist zeigte über die Ebene und sagte: »Siehst du die Pforte dort hinten, fast am Horizont?«

»Das will ich meinen«, antwortete Pilgrim.

»Gut, siehst du auch das Licht am Himmel – wie ein Stern?«

»Ja.«

»Geh' direkt darauf zu«, fuhr Evangelist fort. »Und wenn du die Ebene durchquert hast, wirst du an die Pforte gelangen. Klopfe an, und man wird dir sagen, was du machen sollst.«

So fing Pilgrim an zu laufen. Aber er war noch nicht weit gekommen, als seine Frau und seine Kinder, die gesehen hatten, was er machte, ihm nachriefen und baten, doch umzukehren. Pilgrim hielt sich jedoch seine Ohren zu und lief weiter. Dabei rief er: »Leben! Leben! Ewiges Leben!« Und er floh über die Ebene, ohne sich noch einmal umzuwenden.

John Bunyan verstummte und lehnte sich gegen die Wand seiner Zelle. Dann verschränkte er seine Arme vor der Brust. Offensichtlich war die Geschichte zu Ende.

»Aber Vater«, rief Mary. »Ist Pilgrim seine Last los geworden? Was geschah weiter mit ihm?«

## *Im feindlichen Lager*

John Bunyan lächelte bei der Frage seiner Tochter. »Ich fürchte, du wirst dich noch etwas gedulden müssen, wenn du wissen willst, wie es dem armen Pilgrim weiter ergangen ist«, meinte er dann und ergriff ihre Hand. »Ich habe versucht, mit dieser Geschichte Richards Fragen zu beantworten. Kannst du jetzt besser verstehen, mein Junge?«

Richard runzelte die Stirn, während er über die Geschichte von Pilgrim nachdachte, der Haus und Familie verlassen hatte. Es war aber auch eine sehr sonderbare Geschichte! Hatte der Gefangene ihm ein Rätsel erzählt? Richard spürte, dass offensichtlich mehr dahinter steckte ... »Ich vermute«, begann er unsicher, »wenn Pilgrim etwas wusste, das ihm jedoch niemand sonst glauben wollte – nicht einmal seine Familie –, musste er so handeln.«

»Sehr gut«, lobte John Bunyan. »Die Geschichte ist eine Allegorie, ein Gleichnis, das geistliche Wahrheiten versinnbildlicht. Und du hast exakt verstanden, was ich damit verdeutlichen wollte. Nun, meine Frau und meine Kinder haben mich nicht wie die Familie des armen Pilgrim zurückgerufen. Ich habe ihre volle Unterstützung. Wie du gesehen hast, kommt Mary jeden Tag und bringt mir Essen. Auch meine liebe Frau, Elizabeth, besucht mich mit den Kindern sooft es geht. Aber ob sie mich nun unterstützen oder nicht: Ich muss Gottes Ruf folgen, so wie Pilgrim.«



»Das finde ich aber ungerecht«, murkte Richard. »Sie brauchen Euch doch!«

John Bunyan schwieg einen Moment, und wieder sah Richard Tränen in seinen Augen, als er auf seine blinde Tochter blickte. Schließlich sagte er mit rauer Stimme: »Ja, sie brauchen mich. Manche Männer verlassen ihre Familien aus eigenen, selbstsüchtigen Gründen, aber für mich gibt es kein größeres Opfer. Ich habe keine Freude an meiner Situation. Aber, was denkst du, hat Jesus gemeint, als er gesagt hat: ›Wer Vater oder Mutter ... Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert?«

»Ich ... bin mir nicht sicher«, gab Richard zu.

»Ich glaube, ER meinte, dass es Zeiten gibt, wo wir alle wählen müssen zwischen dem, was andere Menschen von uns wollen und was Gott will. Wann immer wir vor solch einer Wahl stehen, müssen wir Gott mehr gehorchen als den Menschen, selbst wenn dies Menschen unserer Familie sind. Darum bin ich hier im Gefängnis, verstehst du? In diesem Fall war es nicht meine Familie, die gegen Gottes Ruf war, sondern der König.«

Richard stand auf. John Bunyan hatte ihn mit seiner Rede verunsichert, aber er konnte nicht genau sagen, warum. »Danke für die Geschichte«, sagte er und schritt unbeholfen aus der Zelle des Kesselflickers. Tante Agnes würde ihn zu Hause schon zum Tee erwarten.

\*\*\*

In den nächsten Tagen sprach Richard kein einziges Wort mit John Bunyan. Sie redeten erst wieder miteinander, als der Mann ihn ansprach.

»Nun mach mal Pause, Junge«, sagte der Kesselflicker, als Richard das alte Stroh zusammenharkte. »Ich muss dich etwas fragen.« Sie waren im Gemeinschaftsraum, wo Bunyan an seiner Werkbank Spitzen zuschnitt und zusammenheftete. Dadurch, dass er sie zu ein paar Pennies pro hundert Stück verkaufte, konnte er genug Geld für Essen für sich und seine Familie verdienen. Richard hatte erfahren, dass Elizabeth Bunyan ebenfalls für den Unterhalt der Familie sorgte, indem sie für andere Leute die Wäsche machte und flickte.

»Hier, Junge, setz dich her«, meinte Bunyan. »Ich würde gerne mehr über deinen Vater erfahren. Willst du mir erzählen, warum er im Gefängnis ist?«

Richard blickte auf die anderen Gefangenen. Einige waren so nah, dass sie alles mit anhören könnten. »Draußen im Hof«, sagte er. Das Gefängnis hatte einen kleinen Innenhof, der mit hohen Mauern umgeben war. Dort konnten die Gefangenen unter Aufsicht von Richard oder seinem Onkel ein wenig umhergehen.

Die Sicherheitsvorkehrungen im Gefängnis von Bedford waren nicht so streng, wie sie vielleicht im Gefängnis einer Großstadt waren. Die Aussichten bei einer Flucht waren dürftig, denn die meisten Gefangenen hatten keinen Ort, an dem sie sich vor dem Gesetz verstecken konnten. Zu der Zeit war es in England so, dass die Landbevölkerung einem Großgrundbesitzer unterstand; es gab Diener und Knechte oder aber Bauern, die ihr Land von ihrem ›Herren‹ gepachtet hatten. Die Großgrundbesitzer waren ihrerseits dem König unterstellt. So war jedermann auf



die eine oder andere Art einem ›Herren‹ untertan und zu Rechenschaft verpflichtet. Jeder ›herrenlose‹ Mann, der in den englischen Bauernschaften umherzog, war daher stets verdächtig und konnte gleich ins Gefängnis gesteckt werden. In den Städten war es etwas anders. Dort gab es Handwerker, Kaufleute und Händler, die nicht direkt einem Herrn unterstanden. Aber sie lebten in der Stadt, waren dort bekannt und man konnte sich für sie verbürgen.

Weil eine Flucht so schwierig war, blieben die meisten freiwillig im Gefängnis, auch wenn dies seltsam erscheinen mag. Trotzdem war die Mauer um den kleinen Hof recht hoch und nicht zu überwinden, wenn ein Wächter dabei war.

Während Richard und John Bunyan im Hof umhergingen, erzählte ihm der Junge, wie sein Vater mitten in der Nacht verhaftet wurde, weil man ihn mit Oliver Cromwell in Verbindung brachte. Er berichtete auch, wie er Cromwells Leichnam gesehen hatte, den man aus der Gruft geholt und in der Nähe der Westminster Abbey aufgehängt hatte. Und dass seine Mutter entschieden hatte, dass es in London für die Familie zu gefährlich geworden sei.

»So bin ich also hierher gekommen«, schloss Richard.

»Meine Mutter und meine Schwestern sind mit dem Schiff nach Schottland gefahren. Das ist jetzt fast einen Monat her. Sobald es geht, werde ich nach London zurückkehren, um meinen Vater zu besuchen und zu sehen, ob ich ihm irgendwie helfen kann.«

»Wenn dein Vater eng mit Oliver Cromwell zusammengearbeitet hat, war er ein Puritaner?«, fragte Bunyan.

Richard zuckte mit den Achseln. Er hatte dieses Wort schon öfter gehört, wusste aber nicht genau, was ein Puritaner war.

»Nun, ich gehöre zu den Baptisten«, meinte John Bunyan, »aber wir unterscheiden uns nicht wesentlich von den Puritanern. Sie wollen zurück zum reinen, reinen Evangelium, könnte man sagen. Die Kirche von England ist derart in politischen Angelegenheiten und Ritualen gefesselt, dass das Seelenheil der einfachen Leute vernachlässigt wird. Aber nicht nur die einfachen Leute; auch der König und viele Adelige führen ein gottloses Leben und sind wahrlich keine guten Vorbilder.«

Bunyan legte seine Hand auf Richards Schulter. »Die Bibel sagt: ›Alle haben gesündigt‹. Aber die Staatskirche führt die Menschen nicht zur Umkehr. Wie wird man von Gott angenommen? Wie kann man ein reines und heiliges Leben führen? Das sind die wichtigsten Fragen einer wahrhaftigen und reinen Religion.«

Richard nickte nachdenklich. »Ja, das hat meine Mutter auch oft gesagt. Mein Vater hat uns jeden Sonntag mit in den Gottesdienst genommen – ich denke, das haben alle so gemacht –, aber zu Hause war es meine Mutter, die uns aus der Schrift vorgelesen und mit uns am Abend gebetet hat. Mein Vater dachte, dass man es mit der Religion auch etwas übertreiben könne – aber deswegen verdient er es nicht, ins Gefängnis geworfen zu werden«, fügte Richard schnell hinzu.

»Nein, ich bin sicher, dass er das nicht verdient hat«, stimmte John Bunyan zu. Die beiden gingen einige Zeit schweigend weiter, dann meinte Bunyan: »Ich

plane, in der nächsten Woche nach London zu reisen. Möchtest du, dass ich mich nach deinem Vater umhöre?«

»Was? London?« Richard war schockiert. »Ich weiß, dass Onkel John Euch letzten Sonntag erlaubt hat, ein paar Stunden zur Kirche zu gehen, aber – London? Ihr wäret einige Tage fort! Das würde er niemals erlauben.«

Bunyan spitzte die Lippen. »Ich gebe zu, dass du Recht haben könntest, aber andererseits – ich glaube, dass er mir wegen der Reise vertrauen wird. Er weiß, dass ich zurückkommen werde. Das steht außer Frage.«

»Wenn er Euch gehen lässt«, sagte Richard, der seine Aufregung kaum verbergen konnte, »wäre ich mehr als dankbar, wenn Ihr nach meinem Vater sehen könntet.« Dann hielt er inne, und große Sorge machte sich auf seinem Gesicht breit. »Aber ... unser alter Butler hat gesagt, dass niemand außer den Familienangehörigen zu ihm vorgelassen würde. Doch vielleicht ... vielleicht könnte ich mit Euch gehen. Wenn ich Euch begleiten würde, wäre Onkel John sicher eher bereit, Euch gehen zu lassen, nicht wahr? Und wenn wir angekommen sind, könnte ich versuchen, meinen Vater zu sehen. Was sagt Ihr dazu?«

»Hmm, ich denke nicht, dass es einen großen Unterschied für deinen Onkel macht, ob ich seinen Neffen mitnehme. Entweder lässt er mich auf mein Ehrenwort hin gehen, oder nicht.« Bunyan blieb stehen und sah Richard in die Augen. Er war nur wenig größer als der Junge. »Du hättest vielleicht die Chance, deinen Vater zu sehen. Aber was, wenn je-

mand dich mit mir in Verbindung bringt? Oder mit der Londoner Untergrundkirche? Heutzutage ist es gefährlich, mit jemandem aus dem Gefängnis in Verbindung zu stehen.«

»Welche Untergrundkirche? Ich weiß weder von einer Untergrundkirche in London, noch sonst wo.«

»Ah, natürlich nicht. Verzeih, dass ich es erwähnt habe. Überdies ist es das Beste, wenn du auch weiterhin nichts darüber weißt. Also stelle bitte auch keine weiteren Fragen mehr.«

\*\*\*

Zu Richards größtem Erstaunen hatte sein Onkel nicht nur John Bunyans Reise zugestimmt, sondern dem Jungen auch noch erlaubt, den Kesselflicker zu begleiten. Er sagte nur: »Richard, du bist bald ein Mann. Du wirst mein inoffizieller Helfer sein und dafür Sorge tragen, dass dieser Mann wie versprochen zurückkehrt.«

Es war ein Unterschied, ob Richard mitkam oder nicht. Der Junge sah mit einem selbstgefälligen Grinsen auf dem Gesicht zu John Bunyan hinüber. Bunyan zuckte mit den Achseln und lächelte zurück. Und da begann Richard sich mit einem Mal zu fragen, ob sein Onkel sich nur über ihn lustig machte, oder ob er wollte, dass er sich zumindest erwachsen fühlte. Ach was, das war doch ganz egal. Schließlich würde er seinen Vater besuchen!

Sie hatten eine Reise mit der wöchentlichen Postkutsche für Dienstagnachmittag gebucht. Diesmal wurde Richard bei der Fahrt über die unebene Landstraße von Bedford zur Great North Road nicht

schlecht. Vielleicht war die Straße nicht mehr so holperig, oder seine Gedanken waren woanders. Jedenfalls ging die Zwei-Tages-Reise schnell zu Ende, und er kam mit John Bunyan zwar müde, aber gespannt, in London an.

In London brachte Bunyan Richard zu einem Haus, das in einer Gegend lag, in der Richard nie zuvor gewesen war. »Ältester Barnabas«, sagte Bunyan, nachdem sie eingetreten waren, »ich möchte Euch –« Er hielt inne, als wenn er unsicher war, wie er Richard nennen sollte. »Ja, also, ich möchte Euch Bruder Richard vorstellen.«

Richard schüttelte dem älteren Mann die Hand. Dann wurden sie in einen Raum geführt, in dem bereits etwa dreißig Leute versammelt waren. Sie redeten sich untereinander nur mit Bruder oder Schwester an, ohne Nachnamen. Dann brachte man etwas zu essen für die beiden Gäste von außerhalb. Da merkte Richard, dass man sie erwartet hatte. Alle hatten sich versammelt, weil John Bunyan zu Besuch war. Das musste die geheime Kirche sein, die Bunyan erwähnt hatte.

Schon bald darauf stimmte jemand ein Kirchenlied an, und als John Bunyan fertig gegessen hatte, erhob sich der Älteste Barnabas. »Oh Herr«, betete er, »wir danken Dir, dass Du unseren Bruder John bis hierher getragen hast, und bitten Dich, dass Du ihn segnen mögest, wenn er uns jetzt Dein Wort verkündigt. Amen.«

Es war warm in dem Raum. Und Bunyan hatte kaum zu sprechen begonnen, als Richard einnickte. Erschreckt wachte er gleich wieder auf und versuchte

zuzuhören. Aber er war so erschöpft von der Reise, dass er nicht mehr aufpassen konnte.

Schließlich fasste eine Frau ihn an der Schulter und flüsterte: »Möchtest du zu Bett gehen? Es ist schon in Ordnung.«

## *Der Londoner Tower*

**D**er Raum, in den man ihn brachte, war klein. Richard setzte sich auf eines der beiden harten Feldbetten, die darin standen, und dachte, dass dies wohl das beste Bett war, in dem John Bunyan seit Monaten geschlafen hatte.

Aber kaum dass Richard sich schlafen gelegt hatte, schreckte er wieder auf und war hellwach. Am Morgen würde er zum Tower gehen und versuchen, seinen Vater zu sehen. Aber was wäre, wenn die Wachen ihn nicht reinlassen würden? Was, wenn jemand versuchen würde, den Rest der Familie zu verhaften? Was, wenn sein Vater krank wäre? Oder bereits zum Tode verurteilt?

Die Gedanken waren zu schwer und zu zahlreich; sie schwirrten in seinem Kopf herum und ließen ihn nicht einschlafen.

Etwa eine Stunde später erschien John Bunyan mit einer kleinen Kerze in der Hand und merkte, dass Richard seine Augen noch immer offen hatte. »Ich dachte, dass du schon lange im Land der Träume wärst! Was bedrückt dich noch?«

Richard hob die Achseln und schwang sich aus dem Bett.

»Denkst du an morgen?«

»Ja, ich glaube schon. Ich ... ich weiß einfach nicht, was mich erwartet. Was ist, wenn sie mich auch gefangen nehmen?«

John Bunyan sah Richard lange an. Dann setzte er sich auf das andere Feldbett ihm gegenüber und stellte die Kerze auf den Nachttisch. »Erinnerst du dich noch an die Geschichte, die ich dir und Mary erzählt habe?«

»Ja, die mit Pilgrim?«

»Genau. Lass mich eine andere Geschichte von Pilgrim erzählen.« John Bunyan setzte sich bequem auf sein Bett und lehnte seinen Rücken an die Wand. Er schürzte seine Lippen und blickte zur Decke hoch, als wenn die Geschichte dort im Dunkeln für ihn geschrieben wäre. Dann fing er an.

Nach vielen Schwierigkeiten und Rückschlägen gelang es Pilgrim, die Ebene zu durchqueren und das Tor zu erreichen, das Evangelist ihm beschrieben hatte. Das Tor öffnete sich und gab den Blick frei auf einen schmalen Pfad, der zur Himmlischen Stadt führte. Und am Tor erhielt Pilgrim auch weitere Anweisungen für seine Reise, wie Evangelist versprochen hatte.

Nicht weit von dem Tor erhob sich ein kleiner Hügel, auf dem ein Kreuz stand. Vor langer Zeit hatte ein Mann an diesem Kreuz die Strafe, die Pilgrim für seine Sünden verdient hätte, auf sich genommen. Als Pilgrim sich dankbar am Fuße des Kreuzes niederkniete, fiel die Last von seinen Schultern und rollte den Hügel hinab.

Pilgrim sprang freudig auf, wobei Tränen über sein Gesicht liefen. Dann sah er drei leuchtende Wesen. Das erste Wesen sagte: »Deine Sünden sind dir ver-

geben.« Das zweite nahm seine Lumpen und gab ihm neue Kleider. Das dritte gab ihm eine Schriftrolle, die er am Tor der Himmlischen Stadt vorzeigen sollte.

Obwohl die Last seiner Sünden nun von ihm genommen war, war Pilgrims Reise noch nicht zu Ende. Nun ging es weiter zur Himmlischen Stadt, wo er Sicherheit und Frieden finden würde. So ging er denn durch viel Not und Versuchung. Auf seiner Reise begegneten ihm auch einige Begleiter. Manche waren treu und wahrhaftig und halfen ihm auf seinem Weg. Andere führten ihn in die Irre oder entmutigten ihn.

Eines Tages, als Pilgrim gerade einen recht steilen Berg erklimmte, hielt er an, um sich unter einem schönen Baum etwas auszuruhen. Dieser war dort von dem Herrn des Berges gepflanzt worden, um müde Reisende wie Pilgrim zu erfrischen.

Während er sich dort ausruhte, nahm er seine Bibel aus der Tasche und las, um sich mit den dort gegebenen Zusagen zu trösten. Schließlich wurde er dabei vom Schlaf überwältigt und die Bibel fiel aus seiner Hand.

Als er kurze Zeit später wieder erwachte, waren die Worte des Verses, den er zuletzt gelesen hatte, noch frisch in seinem Gedächtnis: »Gehe hin zur Ameise, du Fauler; siehe ihre Weise an und lerne.« Sogleich sprang er auf seine Füße und beeilte sich auf seinem Weg, um die kostbaren Stunden des Tageslichtes nicht zu vergeuden.

Als er auf der Spitze des Berges angekommen war, rannten zwei Männer auf ihn zu. Der erste stellte sich atemlos als Furchtsam vor; der zweite sagte: »Und ich bin Misstrauen.«

»Aber, meine Herren«, meinte Pilgrim, »was ist los? Ihr lauft in die verkehrte Richtung.«

»Oh«, jammerte Furchtsam, »wir waren auf dem Weg zur Himmlischen Stadt und sind an vielen verschiedenen Orten vorbeigekommen. Aber je weiter wir gingen, umso mehr Gefahren begegneten wir. Also machten wir kehrt und gehen nun wieder zurück.«



»Ja«, sagte Misstrauen mit vor Angst geweiteten Augen, »nicht weit da vorne liegen ein paar Löwen auf dem Weg. Wir konnten nicht feststellen, ob sie schliefen oder wach waren. Aber wir wussten, dass sie uns in Stücke gerissen hätten, wenn wir uns ihnen genähert hätten.«

»Das ist wirklich beängstigend«, meinte Pilgrim. »Aber wohin kann man gehen, um sicher zu sein? Wenn ich mit Euch zu meiner alten Stadt zurückgehe – einer Stadt, die ich nun die Stadt der Verwüstung nenne –, werde ich mit ihr vernichtet werden. Aber wenn ich vorwärts gehe und die Himmlische Stadt erreiche, bin ich in Sicherheit. Aber Ihr sagt, dass der Weg immer schwieriger wird. Was soll ich nun machen?«

Pilgrim wog seine Chancen ab und sagte nochmal: »Umzukehren bedeutet den sicheren Tod. Weiterzugehen bedeutet Todesangst, aber wenn ich sie überwinde, liegt das ewige Leben vor mir.« Pilgrim klatschte in die Hände und erklärte: »Ich werde weitergehen!«

Kaum dass er seine Wahl getroffen hatte, rannten Misstrauen und Furchtsam den Berg hinunter, zurück zur alten Stadt. Pilgrim dachte an die Warnung, die sie ihm gegeben hatten. Er griff in seine Tasche, um in seiner Bibel einige Worte der Ermutigung zu lesen.

Sie war nicht da! Aufgeregt suchte er nach ihr. Hatte er sie woanders hingesteckt? Aber nein. Sie war nicht da. Das war schlimm. Er hatte einfach nur ein paar ermutigende Worte lesen wollen, aber das Buch nicht zu haben, war weitaus schlimmer, denn es sagte ihm, wie er in die Himmlische Stadt gelangen konnte. Er musste es haben!

Schließlich beruhigte er sich soweit, dass er überlegen konnte, wann er sie zuletzt gehabt hatte. Da fiel ihm sein Nickerchen unter dem Baum ein. »Ich muss sie dort zurückgelassen haben«, jammerte er. Wie unachtsam! Es blieb im nichts anderes übrig: er musste wieder zurückgehen. Also machte er sich auf den Weg und ärgerte sich dabei über die Zeit, die er damit vergeuden würde.

Als er wieder bei dem Baum angelangt war und seine Bibel dort auf der Erde liegen sah, hatte er sehr gemischte Gefühle. »In Zeiten großer Schwierigkeiten sollte man niemals schlafen!«, schimpfte er mit sich selbst. »Wie viel Zeit habe ich dadurch verschwendet.« Aber er war trotz allem übergelukkig, dass er seine kleine Bibel wieder gefunden hatte. Er hob sie auf und stopfte sie sorgfältig in seine Tasche, damit sie ihm nicht noch mal abhanden kommen würde. »Danke, Gott«, murmelte er, »dass du meine Augen zu der Stelle geleitet hast, wo ich sie gefunden habe.«

Dann wandte er sich um und eilte den Berg wieder hinauf. Aber noch ehe er oben angelangt war, ging die Sonne unter. Das erinnerte ihn erneut daran, wie dumm es gewesen war, während des Tages zu schlafen. »Nun liegt mein Weg im Dunkeln. Und all die fremden Geräusche hier draußen – ich weiß nicht, was sie bedeuten.«

Er dachte an die Geschichte von den schrecklichen Löwen, die Misstrauen und Furchtsam ihm erzählt hatten. Pilgrim sagte sich: »Diese Bestien durchstreifen die Nacht auf der Suche nach einem Opfer. Was soll ich tun, wenn sie mir in der Dunkelheit begegnen und mich in Stücke reißen wollen?«

Aber er ging nicht zurück. Nach einer Weile blickte er auf und sah nicht weit entfernt eine schöne Herberge am Wegesrand. »Ah«, seufzte er erleichtert, »wenn ich nur zu jener Herberge gelange, bin ich für die Nacht sicher.« Also schleppte er sich weiter.

Sein Weg führte ihn jedoch durch eine schmale Schlucht. Plötzlich bemerkte er zwei Löwen. Jetzt, dachte er, jetzt sehe ich die Gefahr, die Misstrauen und Furchtsam zum Umkehren gebracht hat. Sollte ich vielleicht auch zurückgehen? Er zitterte vor Angst. Vor ihm schien nur noch der Tod zu liegen.

Gerade in dem Moment öffnete sich die Tür der Herberge und ein Mann trat heraus. Er legte seine Hände an den Mund und rief: »Guter Reisender! Fürchte dich nicht vor den Löwen, denn sie sind angekettet. Sie prüfen die Treue derjenigen, die diesen Weg gehen. Diejenigen, die nicht treu sind, kehren hier um. Aber wenn du in der Mitte des Weges bleibst, wird dir nichts geschehen.«

Vor Angst zitternd ging Pilgrim weiter durch die Schlucht, so wie der Mann ihm geraten hatte. Die Löwen brüllten und zogen an ihren Ketten, aber Pilgrim gelangte heil an ihnen vorbei.

Sein Herz klopfte heftig, als er das Ende der Schlucht erreicht hatte, aber er klatschte glücklich in die Hände und schritt auf die Pforte der Herberge zu.

»Guter Mann«, sagte Pilgrim zu dem, der in der Tür stand, »kann ich bei Euch ein Zimmer für die Nacht bekommen?«

»Dafür sind wir da, mein junger Freund«, entgegnete der Mann, wobei er das Tor weit aufstieß. »Der Herr dieses Berges hat dieses Haus gerade für solche wie dich gebaut. Tritt ein und ruh' dich aus!«

Während John Bunyan die Geschichte erzählte, war Richard langsam immer tiefer auf sein Lager gesunken. Und als die Geschichte mit den Worten endete, »... und ruh' dich aus«, fielen ihm die Augen zu und er schlief ein.

\*\*\*

Mitten in der Nacht wachte Richard auf und wusste nicht, wo er sich befand. Doch dann hörte er die vertrauten nächtlichen Geräusche der Stadt. Er erinnerte sich an die Reise ... und John Bunyans Geschichte von Pilgrim.

Während er in die Dunkelheit starrte, dachte er, ich bin wie Pilgrim, fort von meiner Familie ... und auf einer Reise mit vielen Gefahren und einer ungewissen Zukunft ... aber trage ich noch die Last meiner

Sünden auf dem Rücken? Dann fiel ihm ein, wie er als kleiner Junge bei seiner Mutter auf den Knien gesessen und Jesus gebeten hatte, ihm seine Sünden zu vergeben. Durch Pilgrims Geschichte wurde ihm allmählich klar, was seine Mutter ihn und seine Schwestern gelehrt hatte.

Richard wandte seinen Kopf in Richtung des anderen Lagers, wo sein Begleiter schlief. Er wollte John Bunyan berichten, dass er auch ein Gläubiger war ... aber der Mann schnarchte nur leise.

\*\*\*

Am nächsten Tag machte sich Richard auf den Weg zum Tower von London. Dabei gingen ihm die wundersamen Bilder von Pilgrims Reise nicht aus dem Kopf. Auf seinem Weg durch die engen Gassen Londons stellte er sich vor, dass er durch die schmale Schlucht ginge, die Pilgrim auf seinem Weg zur Herberge durchqueren musste. Nur dass Richard am Ende des Weges keine einladende Herberge erwartete, in der er sich ausruhen und erholen konnte. Aber, genau wie Pilgrim, wäre er am liebsten aus Furcht und Misstrauen wieder umgekehrt.

Plötzlich – zu seinem größten Erstaunen – sah er vor sich ein riesiges Gebäude, wohl ein Regierungssitz oder Ähnliches, vor dessen Eingang zwei riesige Löwen auf einem Steinpodest hockten. Er musste erst zweimal hinschauen, ehe er sicher war, dass sie nur aus Stein waren. Der Anblick war Furcht erregend. Sie waren so gemeißelt, dass sie wirklich bedrohlich aussahen, aber Richard schöpfte wieder neuen Mut. Der Herr würde mit ihm sein, so wie Er auch mit Pil-



grim gewesen war. Alles, was er brauchte, war nur ein bisschen Vertrauen.

Hat John Bunyan gewusst, welchen Weg ich zum Tower nehmen würde? wunderte sich Richard. Hat er sich an die Löwen erinnert und seine Geschichte mir zuliebe darauf aufgebaut?

Der Wächter vor dem Tor des Tower war auch nicht im Geringsten so freundlich, wie der Mann vor der Herberge, in die Pilgrim eingekehrt war. Aber nachdem er ein Dutzend Fragen gestellt hatte, öffnete er das knarrende Tor und gestattete Richard einzutreten.

»Warte hier«, befahl er, wobei er auf eine kleine Nische in der Mauer des Gefängnisses zeigte.

Richard wartete, wartete und wartete. Schließlich trat ein anderer Wächter auf ihn zu und sagte: »Bist du gekommen, um Obadiah Winslow zu sehen?«

»Ja, Sir«, antwortete Richard höflich. Der Mann sah aus, als hätte er an diesem Tag schon etliche Unannehmlichkeiten gehabt, und Richard wusste, dass er auf seinen guten Willen angewiesen war.

Sie gingen durch eine verschlossene Tür nach der anderen, durch dunkle, lange Gänge und viele Stufen hinauf. Als der Mann vor einer Zelle stehen blieb und an seinem Schlüsselbund fummelte, hatte Richard keine Ahnung, wo er sich befand.

»Du hast zwanzig Minuten«, bellte der Wächter und stieß die schwere Tür auf.

Für einen Moment stand Richard einfach nur in der Tür und versuchte, seine Augen an das Dämmerlicht zu gewöhnen.

»Richard!«, hörte er die bekannte Stimme seines Vaters, der mit drei Schritten die kleine Zelle durchquert hatte und seinen Sohn in die Arme schloss. »Es ist so schön, dich zu sehen!«

Richard verharrte lange in der Umarmung. Sein Vater schien wesentlich dünner geworden zu sein, aber er schien kräftig und seine Stimme klang fest. Als der Vater ihn schließlich auf Armlänge vor sich hielt, bemerkte Richard, dass ihm in der Zwischenzeit ein kurzer Bart gewachsen war. Er hatte seinen Vater nie mit Bart gesehen. Es war auch kein gepflegter Bart, sondern nur wirre Zotteln. Er bemerkte auch graue Strähnen, die früher noch nicht da gewesen waren.

Richard wollte alles über seinen Zustand wissen, aber Obadiah Winslow wehrte seine Fragen einfach ab, indem er sagte: »Oh, es geht mir gut. Sie geben mir zu essen und zu lesen, nur leider nichts zum Schreiben. Ich fürchte, dass ich nicht in ihr Schema passe.« Er lachte kurz auf. »Ich war zu wichtig, als dass sie mich ignorieren konnten, aber nicht wichtig genug, eine besondere Behandlung zu bekommen.«

Richard sah sich um. Die Zelle war etwa sechs Fuß breit und zehn Fuß lang. Oben an einer Seite befand sich ein schmaler Fensterspalt. Auf dem Boden lag eine Matte zum Schlafen. Dann gab es noch einen Tisch, einen Stuhl und eine Kerze. Richard überlegte kurz, was besser war: In einem überfüllten gewöhnlichen Gefängnis zu sein, wie das in Bedford, oder eine Zelle für sich allein zu haben – und offensichtlich einsam zu sein.

»Erzähl' mir von dir, von Mutter und den Mädchen«, forderte sein Vater.

Richard berichtete ihm, dass sie am Tag nach seiner Festnahme nach Schottland geflüchtet waren, worauf sein Vater zustimmend nickte und einige Fragen stellte. Dann erzählte der Junge von seinem Aufenthalt bei Onkel John und Tante Agnes in Bedford, ohne jedoch seine Arbeit im Gefängnis zu erwähnen.

»Aber was ist denn nun mit dir, Vater? Kann ich irgendwas für dich tun?«

Entmutigt ließ sein Vater die Schultern hängen. »Ich weiß es nicht«, seufzte er. »Alles dauert so lange. Ich habe bis jetzt noch nicht einmal mit einem Anwalt gesprochen. Ich weiß nicht mal, warum ich hier bin. Es muss etwas mit meiner Arbeit für Oliver Cromwell zu tun haben.«

Mr. Winslow stand auf und ging in der kleinen Zelle auf und ab. Richard schätzte, dass er auf diesem kurzen Weg schon etliche Meilen gewandert sein müsste. Dann hieb sein Vater sich mit der Faust in die Hand. »Wenn Cromwell doch noch am Leben wäre«, stieß er hervor. »Er könnte beweisen, dass ich hier nicht hingehöre.«

»Was meinst du damit, Vater?«

Im selben Augenblick wurde die Tür geöffnet und der Wächter bellte: »Die Zeit ist um! Komm raus, Junge.«

Der Wächter hielt Richards Arm mit eisernem Griff umfassen, während er ihn zur Tür zog.

»Wartet!«, protestierte dieser. »Was hast du gesagt, Vater? Was könnte Cromwell tun?« Er blickte über seine Schulter zurück in die Zelle, während der Wächter ihn hinauszog, als er eben noch sah, wie sein

Vater, dem die Angst ins Gesicht geschrieben war, warnend den Kopf schüttelte.

»Meinetwegen kann Cromwell in seinem Grab verrotten, das ist mir egal«, rief sein Vater ihm nach.

Aber auf seinem Rückweg durch die dumpfen Gänge des Tower wusste Richard, dass das sicher nicht die Antwort des Vaters auf seine Frage gewesen war.

## Die Strafe

Ein Tag nachdem Richard und John Bunyan nach Bedford zurückgekehrt waren, klopfte jemand laut an die Gefängnisporde. Richard öffnete; vor ihm im Regen stand ein Mann mit gepuderter Perücke, der ihm bekannt vorkam.

»Na, wenn das nicht mein Reisegefährte ist«, rief der Mann, während er das Wasser von seinem breitkrepfigen Hut schüttelte und in die kleine Eingangshalle trat. »Hast du dich schon von der schrecklichen Fahrt erholt?«

»Das habe ich, Sir«, antwortete Richard, als er den Sheriff von Bedfordshire erkannte, der damals mit ihm in der Kutsche nach Bedford gesessen hatte. »Ich denke, dass Ihr mit meinem Onkel sprechen wollt. Er ist drüben in seinem Haus. Ich wollte gerade zu ihm. Soll ich Euch begleiten?«

»Ich wäre hoch erfreut. Ich hörte, dass du deinem Onkel im Gefängnis hilfst. Gefällt dir die Arbeit?«

Nicht im Geringsten, dachte Richard, während er die Tür öffnete, den Gast hinausließ und dann hinter sich zusperrte.

Als die drei kurze Zeit später im Haus der Whites um den Tisch herum saßen und Tee tranken, wandte sich Edmund Wylde an John White und meinte ernst: »John, ich mische mich für gewöhnlich nicht in



deine Arbeit ein, solange alles gut läuft. Aber kürzlich hat jemand von der Regierung Wind davon bekommen, welche Freiheiten du John Bunyan gewährst. Und das gefällt ihnen nicht. Man hat mich angewiesen, dir zu sagen, dass er in Zukunft das Gefängnis nicht mehr verlassen darf. Also keine Kirchgänge mehr oder was du ihm sonst noch gestattet hast.«

John White runzelte die Stirn und beugte sich über seine Teetasse, als wenn er die Teeblätter zählen würde. »Verzeiht, wenn ich das sage, Sir, aber ich sehe keinen Anlass dazu. Wir beide wissen, dass Bunyan nirgendwo hingehen würde. Er hält sein Versprechen immer ein. Letztes Wochenende habe ich ihn nach London fahren lassen und er ist wie verabredet wieder zurück gekommen.«

»Du ... du hast was? Du hast ihn den ganzen Weg bis nach London fahren lassen?« Der Sheriff sah aus, als träfe ihn gleich der Schlag. »Oh, John, das könnte Ärger geben.«

»Warum? Er sitzt gerade jetzt im Gefängnis, arbeitet an seiner Wäschespitze oder schreibt Traktate. Davon könnt Ihr Euch mit Euren eigenen Augen überzeugen. Geht und seht selbst.«

»Darum geht es nicht, John. Die Regierungsbeamten glauben, dass er möglicherweise ein Mitglied der Fünften Monarchie sei. Und wenn sie erfahren, dass er in London war, denken sie sicher, dass er mit geheimen Gruppen gesprochen hat, die gegen den König arbeiten.«

John White schnaufte. »Edmund, ich weiß nicht einmal, was diese sogenannte Fünfte-Monarchie-

Gruppe ist. Bunyan ist nur ein einfacher Kesselflicker. Er ist drüben in Elstow geboren. Ihr kanntet sogar seine Eltern. Er hat seit Jahren in dieser Gegend gelebt. Er ist kein Verräter! Das wisst Ihr ebenso gut wie ich.«

»Trotzdem, John. Wir wissen nicht, was er in London gemacht hat. Wer weiß das schon?«

»Nun, Richard weiß es. Er hat ihn begleitet.« Breit grinsend blickte er seinen Neffen an, dann wandte er sich wieder an Edmund Wylde. »Wenn sich einer dieser verstaubten Beamten beschwert, dann sagt ihm einfach, dass Bunyan nicht alleine in London war. Er war unter ständiger Bewachung. Mein Stellvertreter hat ihn begleitet.«

Edmund sah mit finsterner Miene zu Richard hinüber. »John, ich habe nichts dagegen, wenn der Junge dir hier im Gefängnis hilft, aber er ist kein königlicher Beamter. Du hast nicht das Recht, ihn als Vertreter zu ernennen.« Sein Gesicht war vor Aufregung gerötet und er sprach laut, ja fast ärgerlich zu John White: »Das ist ernst! Entweder du lässt John Bunyan im Gefängnis, oder du bist entlassen. Ist das klar?«

John White zuckte mit den Schultern und meinte: »Natürlich, Ihr seid der Sheriff ... aber ich glaube trotzdem nicht, dass er irgendetwas Schlimmes gemacht hat. Er war nur bei einem Kirchentreffen oder so ähnlich. Ihr kennt Bunyan. Wenn er nicht in einer Gemeinde predigen kann, würde er noch die Mäuse im Gefängnis fangen und ihnen eine Predigt halten.«

Edmund Wylde seufzte erleichtert und lehnte sich zurück. »Ich schätze, es würde nicht schaden, wenn die Mäuse etwas religiös würden. Scheinbar sind sie

ja doch nur am Stehlen und Räubern.« Er lachte, wobei die Anspannung von ihm wich.

Dann beugte er sich wieder vor und sagte: »Also, dein Neffe hier, er hat ihn nach London begleitet, nicht wahr?« Er wandte sich Richard zu. »Was ist passiert, während ihr dort wart? War er auf irgendwelchen geheimen Treffen oder dergleichen?«

Richard musste schlucken. Alles Blut war ihm aus dem Gesicht gewichen und für einen Moment dachte er, dass er ohnmächtig werden würde. Dann schluckte er wieder; schließlich begann er zu sprechen, wobei seine Stimme eher ein heiseres Quetschen war. »Er hat nur gepredigt«, war alles, was er sagen konnte.

»Gepredigt?«, fragte der Sheriff verblüfft. Dann herrschte Stille. Er wartete auf Richards Erklärung.

Aber Richard dachte an das geheime Treffen der puritanischen Gemeinde. Er dachte an die Lieder und die Wärme des Raumes nach seiner langen und anstrengenden Reise. Kurz nachdem John Bunyan mit seiner Predigt begonnen hatte, war er eingeknickt. Er erinnerte sich noch daran, dass eine Frau ihn auf die Schulter getippt und ihm seinen Schlafplatz gezeigt hatte. Und dann hatte es noch einige Zeit gedauert, ehe John Bunyan nach oben gekommen war. Er konnte nicht mit Sicherheit sagen, was bei dem Treffen passiert war. Könnten sie Verschwörer gewesen sein? überlegte er.

Aber bevor man die Antwort von ihm verlangte, kam ihm sein Onkel zu Hilfe. »Natürlich hat er gepredigt, Edmund. Was sonst sollte Bunyan denn tun? Warum ist er denn in erster Linie hier in dieses Gefängnis ge-

kommen? Er ist ein Prediger, kein Revolutionär. Ihr wisst das. Und jetzt lasst den Jungen in Ruhe.«

»Ja, ja, John«, meinte der Sheriff beruhigend, aber er war mit seiner Befragung noch nicht fertig. »Aber, Richard, war es eine normale Gemeinde, so wie in der Kirche von Saint Cuthbert, oder Saint Paul?«

»Nein, es war bei jemandem im Haus«, gab Richard zu. Er wusste nicht, was das alles zu bedeuten hatte. Er hatte angefangen, John Bunyan zu mögen, und er wollte nichts sagen, was ihn möglicherweise in Schwierigkeiten bringen könnte.

»Hat er mit dir schonmal über seltsame Dinge gesprochen, die in anderen Ländern geschehen?«, wollte der Sheriff wissen.

Richard dachte an die Geschichten von Pilgrim. Ja, John Bunyan hatte von seltsamen Dingen gesprochen – zum Beispiel von den ›Löwen‹, denen er auf seinem Weg zum Tower begegnet war –, aber machte ihn das zu einem Feind des Königs? Nein, das konnte Richard nicht glauben. Schließlich räusperte er sich und sagte mit fester Stimme: »Nein, er redet nur vom Leben eines Christen und den Versuchungen und Schwierigkeiten, denen wir begegnen, wenn wir Gottes Wort gehorchen. Da gibt es nichts Geheimnisvolles.«

»Na, da seht Ihr, Edmund«, meinte John White mit Erleichterung. »Habe ich es nicht gleich gesagt? Bunyan ist nur ein Prediger.«

»Nun, wie dem auch sein mag, von jetzt ab wird er das Gefängnis in Bedford nicht mehr verlassen. Ohne Ausnahme! Verstanden?«

\*\*\*

Am Nachmittag kehrten Richard und sein Onkel wieder ins Gefängnis zurück. Richard schrubkte eifrig die Wände, um den feuchten, modrigen Geruch etwas zu mildern, als John White zu ihm kam. »Also, Richard, ich denke, dass ich John Bunyan über Wyl-des Besuch informieren sollte. Schließlich kann ich es nicht ewig vor mir herschieben.«

Mit der Bürste in der Hand folgte Richard seinem Onkel zu der Zelle des Predigers und lauschte, während John White die Neuigkeiten überbrachte. Er sprach mit einem beiläufigen Tonfall in der Stimme, wodurch er die Wichtigkeit seiner Botschaft herunterspielte. »Ach, eh, Bunyan, ich habe Anweisung erhalten, Euch unter keinen Umständen mehr aus dem Gefängnis gehen zu lassen ... von jetzt an. Also keine Ausflüge mehr, verstanden?«

John Bunyan stand mit offenem Mund vor den Gitterstäben seiner Zellentür und starrte den Wärter an. Er warf einen kurzen Blick auf Richard, der sich schnell umwandte und so tat, als schrubkte er eifrig die Wand. Aber in Wirklichkeit wollte er kein Wort des Gespräches zwischen seinem Onkel und John Bunyan verpassen.

»Es tut mir leid, John«, sagte der Wärter, »aber es ist nicht zu ändern.«

»Aber, warum? Wer hat Euch diesen Befehl gegeben?«

»Der Sheriff hat Anweisungen von der Regierung erhalten, John. Sie haben es so beschlossen, und man kann nichts dagegen unternehmen.«

»Aber worauf wollen sie hinaus? Wie haben sie es überhaupt herausgefunden?«



»Ich weiß es nicht, John. Scheinbar hat sie jemand über Eure Tätigkeiten informiert und sie sind unsicher geworden.«

»Aber warum?«

»Fragt mich nicht! Ich weiß es nicht. Für gewöhnlich befassen sie sich nicht mit so kleinen Angelegenheiten wie der Eurigen. Aber irgendjemand wird sie informiert haben, so dass sie sich gezwungen sahen, etwas dagegen zu unternehmen.«

»Aber wer würde so etwas tun? Wen könnte das denn interessieren?«

»He, Ihr redet mit mir, als wenn ich auf der Anklagebank säße. Ich weiß es nicht, aber scheinbar hat es jemandem, der von den Dingen wusste, Vorteile gebracht, der Regierung von Euren Aktivitäten zu erzählen.«

»Ihr redet, als wenn diese Person ein Verräter wäre. Aber was gab es denn zu verraten?«

»Ich bin mir nicht sicher, John«, meinte der Wärter gereizt, »aber vermutlich glauben sie, dass Ihr an einer Verschwörung gegen den König beteiligt seid. Also wollen sie verhindern, dass Ihr weiter an irgendwelchen Treffen teilnehmt. Ich kann nichts dagegen machen.«

Ohne noch weiter darauf einzugehen, wandte John White sich um und ging. Richard folgte ihm. Erst am nächsten Morgen sah er Bunyan wieder. Die Strafe, die man ihm auferlegt hatte, hatte nicht nur seine Aktivitäten gelähmt, sie hatte ihm auch allen Mut genommen.

Niedergeschlagen hockte er an seiner Werkbank im Gemeinschaftsraum. Sein aschfahles Gesicht und der gehetzte Blick in seinen Augen erschreckten Richard. Er versuchte, dem alten Kesselflicker aus dem Weg zu gehen, aber als er doch einmal an ihm vorbeiging, griff dieser nach seinem Ärmel. »Was weißt du noch, Junge? Haben sie gestern noch mehr gesagt?«

Unwillkürlich machte Richard sich los. »Nein, nichts, woran ich mich erinnern könnte. Was ist denn mit Euch los?«

»Ich mache mir Sorgen! Sie haben mich verhaftet, weil ich nicht aufgehört habe, ohne Genehmigung zu predigen. Bis jetzt habe ich meiner Gefangennahme keine besondere Bedeutung zugemessen. Ich habe auf der Freiheit bestanden, auch ohne offizielle Erlaubnis meiner Gegner zu predigen. Aber jetzt scheint es, dass sie Blut gerochen haben. Sie behaupten, dass ich zu einer Verschwörung gehöre, die gegen den König arbeitet. Das kann mich an den Galgen bringen!«

»Ach, das glaube ich nicht«, widersprach Richard. »Wenn Ihr hier im Gefängnis bleibt, dann könnt Ihr doch gar nicht gegen den König arbeiten. Das wissen Eure Gegner auch.«

»Aber letzte Nacht, da hatte ich einen Traum«, fuhr Bunyan leise fort, wobei seine Stimme klang, als wenn sie von weit her käme. »Darin sah ich die alten Galgen, draußen an der Wegkreuzung bei Caxton. Ich bin sicher schon hundertmal daran vorbeigegangen. Aber in meinem Traum bin ich die Stufen hochgestiegen, damit man mir die Schlinge um den Hals legen konnte. Doch dann haben meine Beine den

Dienst versagt und ich konnte nicht mehr stehen. Ich habe um Gnade gebettelt, wie ein gemeiner Feigling. Ich habe um Mut gebetet. Wenn ich sterben muss, dann nicht als Feigling. Sonst würde ich Christus verleugnen, die einzige Hoffnung. Das habe ich den Leuten doch immer gepredigt.«

»Ihr solltet Euch an eine Eurer Geschichten von Pilgrim erinnern«, schlug Richard vor, um Bunyan aus seiner dumpfen Grübeleien zu befreien. »Pilgrim würde sich niemals von einer Sache wie dieser geschlagen geben.«

»Ich fürchte, du hast Recht«, meinte Bunyan mit einem schmerzlichen Lächeln auf den Lippen. Er strich sich eine Strähne seiner dünnen, braunen Haare aus dem Gesicht. »Ich sollte meinen Blick auf die Himmlische Stadt richten.«

Aber als Richard das nächste Mal mit einem Bündel Stroh in den Armen an ihm vorbeikam, hielt Bunyan ihn wieder an.

»Dies ist mehr als ein Kampf mit meiner eigenen Angst«, stieß er hervor. »Ich bin bereit, so lange in diesem Gefängnis zu bleiben, wie sie wollen. Aber was wird aus meiner lieben Frau und den Kindern – besonders der armen Mary? Ich kann sie doch nicht allein auf dieser Welt zurücklassen, blind und hilflos. Wenn man mich zum Tode verurteilen sollte, was wird dann aus ihr?«

Richard fühlte sich nicht wohl bei den Fragen. Was sollte er antworten? Wie sollte er einen erwachsenen Mann trösten, noch dazu einen Prediger? Er dachte an seinen Vater im Gefängnis. Wenn er versuchen würde, diesem Menschen, den Gott vor ihn gestellt

hatte, zu helfen, dann würde Gott vielleicht auch jemanden zu seinem Vater schicken, der ihn trösten und ermutigen könnte. »Mary? Warum? Sie wird es schaffen«, sagte er. Er war sich nicht sicher, ob das helfen würde, aber jedenfalls war es die Wahrheit. »Niemand ist beherzter als es ist. Ihr braucht Euch um sie keine Sorgen zu machen.«

Ein leises Lächeln huschte über John Bunyans Gesicht. Für den Augenblick schienen Richards Worte ihn ermutigt zu haben.

\*\*\*

Als Bunyans Frau Elizabeth mit ihrer Tochter Mary am nächsten Tag ins Gefängnis kam, um ihrem Mann das Essen zu bringen, bemerkte Richard, wie sie aufgeregt miteinander tuschelten. Elizabeth war etwa zwanzig Jahre alt und damit mindestens zehn Jahre jünger als ihr Ehemann. Sie war seine zweite Frau. Ihr goldenes Haar, das in starkem Kontrast zu den dunklen Zöpfen ihrer Stieftochter stand, war fast vollständig unter einer schlichten weißen Haube versteckt.

Dann sah Richard, wie die drei ihn zu sich herwinkten.

»Richard«, sagte der Kesselflicker in sachlichem Ton. »Ich muss dafür sorgen, dass diese Anklagen gegen mich fallen gelassen werden. Ich kann zwar nicht versprechen, nie mehr zu predigen – das wäre gegen Gottes Gebot –, aber vielleicht kann ich rechtlich gegen meine Verhaftung vorgehen: Es gab nämlich keine richterliche Anordnung deswegen. Wenn Elizabeth nach London führe und Lord Barkwood

von der Regierung im Oberhaus einen Antrag auf Freispruch überbringen könnte, würde ich vielleicht freigelassen.«

Er blickte seine Frau zärtlich an. »Aber es schickt sich nicht für eine junge Frau, alleine zu reisen. Es sei denn, dass du sie nach London begleiten würdest, Richard ... wärest du dazu bereit?«

## *Der Antrag an Lord Barkwood*

Während Richard Winslow und Elizabeth Bunyan mit der Postkutsche nach London fahren, erzählte die Frau dem Jungen, wieso ihr Ehemann verhaftet worden war. Richard hörte aufmerksam zu; so eine Geschichte hatte er noch nie zuvor gehört.

Als König Charles II vor mehr als einem Jahr zurück an die Macht gekommen war, ließ er einige Gesetze ändern. Aus Furcht vor einer erneuten Revolution, die ihn seiner Stellung berauben würde, ähnlich wie damals Oliver Cromwell seinen Vater entmachtet hatte, beschloss Charles, alle öffentlichen Versammlungen, bei denen Revolutionäre zusammenkommen und ihre Ideen verbreiten könnten, zu verbieten. Er hatte durchaus Grund zur Sorge, denn es gab eine geheime Gruppe, die sich die Fifth Monarchy (Fünfte Monarchie) nannte. Ihre Mitglieder hatten es sich zum Ziel gesetzt, den König zu stürzen.

Aber es war gar nicht so einfach, alle öffentlichen Treffen zu verbieten. Also beschloss der König, zu kontrollieren, was bei diesen Treffen geschah. Darum forderte die Regierung, dass alle Priester eine Genehmigung der Kirche von England erhalten sollten. Damit, dachte der König, würde jeder Revolutionär zum Schweigen verurteilt. Für die Gläubigen, die nicht der Staatskirche angehörten, bedeutete dieses Gesetz jedoch, dass sie sich nicht



mehr versammeln konnten, denn ihre Prediger bekamen keine staatliche Erlaubnis.

John Bunyan gehörte auch zu diesen Predigern ohne Genehmigung. Er durfte fortan nicht mehr auf den Straßen von Bedford und in den kleinen Gemeinden, die sich in den Häusern der Umgebung versammelten, predigen. »Bleib bei deinem Beruf als Kesselflicker«, sagte man ihm, »und überlass den offiziellen Kirchenmännern das Predigen.« Aber Bunyan wusste, dass niemand ihm verbieten konnte, das Evangelium zu verbreiten, denn das war Gottes Gebot. Und man muss Gott mehr gehorchen, als den Menschen.

Als er also am 12. November 1660 eingeladen wurde, auf dem Bauernhof eines Freundes, etwa dreizehn Meilen südlich von Bedford, zu predigen, sagte er eifrig zu. Aber als er bei dem alten Gebäude eintraf, schienen die versammelten Gläubigen seltsam bedrückt. Schließlich nahm ihn sein Freund beiseite und sagte: »John, es ist der Befehl ergangen, dich sofort zu verhaften, sobald du hier heute Abend anfängst zu predigen. Ich habe erfahren, dass in etwa einer Stunde ein Wachtmeister kommen wird. Vielleicht sollten wir das Treffen verschieben und alle nach Hause schicken.«

»Auf gar keinen Fall«, bestimmte John ernst. »Ich werde Gottes Wort verkünden, so wie der Herr es mir befohlen hat.« Dann wandte er sich der versammelten Gemeinde zu und sagte laut: »Kommt und freut euch. Wir wollen den Herrn loben!«

Und so begann der Gottesdienst wie geplant.

Nach kurzer Zeit kam der Wachtmeister, wie erwartet, und beendete das Treffen. Er überprüfte jeden

der Anwesenden – und wurde bald recht kleinlaut, als er keine Waffen bei ihnen fand. Diese Leute waren nicht die gefährlichen Revolutionäre, die er dort nach Meinung seiner Vorgesetzten hätte finden sollen. Aber er hatte seinen Befehl. Und so verhaftete er John Bunyan, wie man es ihm aufgetragen hatte.

Am nächsten Morgen wurde Bunyan vor den örtlichen Richter, Francis Wingate, zur Anhörung gebracht. Wingate war ein halsstarrer Mann, der zudem auch noch vor Zorn geladen war. Aber einige von Bunyans Freunden konnten ihn dennoch überzeugen, dem Kesselflicker eine zweite Chance zu geben. »Wenn er verspricht, nicht mehr zu predigen, dann lasst ihn doch gehen«, drängten sie den Richter.

Also verhörte Wingate Bunyan und fragte ihn schließlich, ob er bereit sei zu versprechen, dass er mit dem Predigen aufhöre.

Bunyan verneinte und sagte, dass er niemals solch ein Versprechen geben würde. Darüber wurde Wingate zornig. Was dachte sich dieser Kesselflicker vom Lande eigentlich dabei, seine Milde auszuschlagen und sich außerdem zu weigern, dem Gesetz zu gehorchen?! In seiner Wut schickte er Bunyan sofort ins Gefängnis von Bedford – nicht, weil er in der Nacht zuvor gepredigt hatte, sondern weil er sich weigerte, mit dem Predigen aufzuhören. Danach hatte man noch mehrere Versuche unternommen, Bunyan freizubekommen, aber jedesmal hätte er versprechen müssen, nicht mehr zu predigen, was er standhaft ablehnte.

Als sein Fall schließlich im Januar vor Gericht verhandelt wurde, war sein Predigtendienst in der An-

klage mit keinem Wort erwähnt. Stattdessen beschuldigte man ihn, »nicht am Gottesdienst in der Kirche« – wobei mit »Kirche« die offizielle »Kirche von England« gemeint war –, sondern an »ungesetzlichen Versammlungen« teilzunehmen – womit die inoffiziellen Treffen in den Häusern der Gläubigen gemeint waren.

Normalerweise konnte niemand verurteilt werden, wenn er seine Schuld nicht eingestand, oder – wenn er oder sie die Schuld abstritt – ein Gericht die Schuld eindeutig bewiesen hatte. John Bunyan hatte sich in seinem Fall jedoch weder für schuldig, noch für unschuldig erklärt, sondern die Richter in eine Diskussion darüber verwickelt, was die Anklage gegen ihn eigentlich bedeute. Er betonte, dass er sehr wohl regelmäßig an den Gottesdiensten teilgenommen habe. Dabei erzählte er den Richtern von den Anbetungstreffen, die er und seine christlichen Freunde oftmals abhielten. Das lenkte die Richter vom eigentlichen Thema ab, indem sie beweisen mussten, das Bunyans Gemeinde keine richtige Gemeinde war. Am Ende waren sie so gereizt und verärgert, dass sie ihn einfach so lange ins Gefängnis sperren ließen, bis er bereit wäre zu versprechen, nie mehr zu predigen.

Deshalb, meinte Elizabeth, war John Bunyan für etwas eingesperrt worden, für das er gar nicht angeklagt und folglich auch gar nicht richtig verurteilt worden war.

»Auf Grund dieses richterlichen Fehlers«, hob sie hervor, während sie sich am Fensterbrett der schwankenden Kutsche festhielt, »wird John unrechtmäßig im Gefängnis festgehalten. Ich habe vor,

Lord Barkwood von der Regierung im Oberhaus um einen Freispruch zu bitten.«

Richard hörte ihr bewundernd zu. Er wünschte sich so sehnlichst, John Bunyan freizubekommen, wie er sich auch wünschte, seinen Vater wiederzusehen.

\*\*\*

In London wohnten Elizabeth und Richard bei Barnabas, dem Gemeindeältesten der geheimen puritanischen Kirche, bei dem Richard und John Bunyan auch schon während ihrer ersten Reise übernachtet hatten. Am Abend erzählte Elizabeth den anwesenden Gemeindegliedern, was sich in Bedford zugetragen hatte. Dabei erwähnte sie auch, dass die Freigänge, die man Bunyan bisher gestattet hatte, ihm in Zukunft untersagt bleiben würden, da seine Feinde anscheinend immer frecher wurden. »Wir haben keine Ahnung, woher Johns Feinde wussten, dass er so viele Freiheiten hatte. Es scheint aber, dass jemand sie informiert hat«, seufzte sie.

Die Gemeindeglieder sahen sich vielsagend an. »Auch hier in der Stadt ist es immer schlimmer geworden«, meinte einer der Männer. »Es gibt einen Geheimbund, der sich die Fünfte Monarchie nennt ...«

Richard zuckte zusammen. Er spitzte seine Ohren, um nur ja kein Wort zu verpassen. Diesmal würde er sicher nicht während der Versammlung einschlafen! Er musste herausbekommen, wer diese Puritaner waren. »Jedenfalls«, fuhr der Mann fort, »haben diese Männer der Fünften Monarchie den wirklichen Gläubigen viel Ärger gebracht. Sie beanspruchen für

sich, religiös zu sein, aber in Wirklichkeit sind sie Revolutionäre.«

»Mein John wird mit ihnen in Verbindung gebracht. Aber was macht sie denn zu Revolutionären?«, wollte Elizabeth wissen.

»Nun«, meinte Barnabas, der darauf brannte, seinen Freunden vom Lande die neuesten Neuigkeiten der Großstadt zu berichten, »nach ihrer Ansicht sollen alle irdischen Könige entthront werden, damit ihre Leute an die Macht kommen. Sie sagen, dass die Assyrer, Perser, Griechen und Römer die ersten vier Weltreiche gegründet haben, aber dass jetzt die Zeit gekommen sei, wo Christus wieder auf die Erde zurückkommt, um sein Tausendjähriges Reich aufzurichten. Natürlich sind sie diejenigen, die die neue Regierung bilden.«

»Gut, aber sollten wir nicht alle die Wiederkunft Christi erwarten?«, fragte Elizabeth unschuldig.

»Ja, aber diese Kerle wollen das Land mit Gewalt erobern. Es ist noch nicht lange her, da haben sie hier in London einen Aufstand verursacht, bei dem viele Menschen getötet wurden. Die Regierung hat durchaus Recht, wenn sie sich vor ihnen fürchtet.«

Je länger Richard der Unterhaltung folgte, umso klarer wurde ihm, dass John Bunyan und diese Christen nichts mit den Revolutionären zu tun hatten.

»Das Problem ist«, fuhr der Älteste Barnabas fort, »dass viele Leute uns Puritaner beschuldigen, Teil dieser Gruppe zu sein, wie sie auch John beschuldigt haben. Auf uns lastet ein großer Druck.«

\*\*\*

Als Elizabeth am nächsten Tag zu Lord Barkwood ging, machte sich Richard auf, um seinen Vater zu besuchen.

Anstatt jedoch direkt zum Gefängnis zu gehen, machte er zuerst bei dem Haus der Winslows Halt.

Alles war dunkel und verschlossen, wie er es erwartet hatte. Er schlich sich auf die Rückseite des Hauses und öffnete die Hintertür mit seinem Schlüssel. Im Inneren empfing ihn ein eigenartiger muffiger Geruch, der ihm gänzlich fremd war für sein Zuhause.

Er huschte durch die Küche ins Treppenhaus und wollte gerade an der Bibliothek vorbei, als ein Schmerzensschrei, gefolgt von lautem Gepolter, durch die Tür drang. Richard machte augenblicklich auf dem Absatz kehrt und wollte flüchten, als er aus den Augenwinkeln den alten Butler Walter auf dem Fußboden bemerkte, der mühsam versuchte, wieder auf die Beine zu kommen.

»Walter, was machst du denn da unten?«, keuchte er.

Als der alte Mann sich an einer Stuhllehne hochgezogen hatte und wieder aufrecht stand, wenn auch etwas schwankend, polterte er: »Das könnte ich dich auch fragen, junger Mann. Warum bist du hier, ohne mich vorher wenigstens zu warnen? Du hast mich fast zu Tode erschreckt.«

»Ich wollte dich nicht erschrecken«, meinte Richard, der zu dem Alten geeilt war, um ihm zu helfen. »Es tut mir Leid. Ich denke –« Da hielt er inne. Warum sollte man jemanden warnen, wenn man sein eigenes Haus betreten wollte? »Es tut mir leid, wenn ich dich erschreckt habe«, sagte er nur.



Walter setzte sich in den Stuhl, an dem er sich hochgezogen hatte und holte ein paar Mal tief Luft.

»Warum hast du denn kein Licht angezündet? Dann hätte ich gewusst, dass du da bist.«

»Wo sollte ich denn sonst sein?«, grummelte der alte Mann. Dann winkte er ab. »Ich zünde kein Licht an, weil ich nicht will, dass jemand auf das Haus aufmerksam wird. Es sind schlechte Zeiten, Master Richard«, seufzte der Butler. »Als ich dich im Treppenhaus gehört habe, dachte ich, es wären die Män-

ner des Königs, die mich holen kommen. Ich glaube, ich bin über etwas gestolpert.« Er suchte den Boden mit den Augen ab. »Ich rechne jeden Tag mit ihnen, verstehst du? Du solltest nicht hier in der Stadt sein.«

Richard verbrachte die meiste Zeit des Vormittags in dem abgedunkelten alten Haus, bis er genug Mut gesammelt hatte, um sich auf den Weg in den Tower zu machen. Er wollte eigentlich nicht wieder zu diesem schrecklichen Ort zurückkehren – aber sein Vater wartete dort. Vielleicht konnte er ihm ja irgendwie helfen. Was hatte sein Vater bei seinem ersten Besuch noch mal gesagt? Irgendetwas über Cromwell, der beweisen könnte, dass er nicht ins Gefängnis gehörte?

Richard ging das Gespräch in Gedanken wieder und wieder durch, aber er konnte keinen Sinn entdecken. Welchen Unterschied könnte Cromwell machen? Er war doch tot.

Es war bereits Nachmittag, als Richard das Haus verließ und zum Tower eilte. Wie immer huschte er durch die Hintertür, lief die schmale Gasse entlang, schlüpfte zwischen zwei Häusern hindurch und erreichte die Straße. Den Kopf eingezogen und den Blick nach unten gerichtet, eilte er den Häuserblock entlang und hoffte, dass ihn niemand erkennen würde. Doch da – als er gerade um eine Ecke bog, erblickte er aus den Augenwinkeln eine Gestalt, etwa einen halben Block hinter ihm. Die Gestalt verschwand schnell in einer Mauernische – aber warum? Richard kannte die Stelle gut. Es gab dort ein altes Tor, aber das war schon seit Jahren nicht mehr geöffnet worden.

Die Gestalt war scheinbar ohne jeglichen Grund dort eingebogen. Er konnte sie jetzt nicht mehr sehen. Aber warum versteckt sich jemand vor mir? wunderte sich Richard. Dann durchfuhr es ihn: Er wurde verfolgt!

## *Schatten auf den Wegen*

**R**ichard stürmte die Straße hinunter und kam schlitternd hinter der nächsten Ecke zum Stehen. Wurde er wirklich von dem Mann verfolgt? Er durfte nicht zulassen, dass ihm durch unbegründete Angst kostbare Zeit verloren ging. Das war seine Chance, seinen Vater zu besuchen.

Er ging zurück und spähte vorsichtig um die Hausecke. Da kam derselbe Fremde mit zügigem Schritt in seine Richtung. Er war jung, und obwohl er nicht adelig aussah, war er besser gekleidet als ein durchschnittlicher Arbeiter. Unter seinem Hut, dessen breite Krempe auf einer Seite mit einer wippenden roten Feder hochgesteckt war, quoll langes, dunkles, lockiges Haar hervor. Sein Wams und seine Stiefel waren dunkelgrün, seine Kniehose burgunderrot. Zumindest, dachte Richard, wird er mit diesen nach oben weit werdenden Stiefeln nicht sehr schnell rennen können. Aber der Mann kam schnell näher, wobei er immerzu nach links und rechts blickte, als suche er jemanden.

Er sucht nach mir! Keine Frage. Richard zögerte nicht länger und lief los.

Als er die Themse erreichte, lief er in östlicher Richtung am Fluss entlang, bis er zur London Bridge kam. Er hatte sie überqueren wollen, aber die Zugbrücke war gerade hochge-



zogen. So schlüpfte er schnell hinter einen Wagen mit Weinfässern, um zu sehen, ob sein Verfolger ihm immer noch auf den Fersen war.

Richard befand sich ganz in der Nähe des Tower; vielleicht sollte er auf dem schnellsten Wege dorthin rennen. Dieser Mann, wer immer er auch war, würde ihm sicher nicht hinter die Gefängnismauern folgen können – es sei denn, er wäre ein Regierungsbeamter und hätte den Plan, Richard zu fangen und auch in den Tower zu werfen.

In dem Moment sah er den dunklen Hut mit der waltenden roten Feder in der Menschenmenge, die vor der Brücke darauf wartete, dass sie wieder geöffnet würde. Richard nahm seinen Lauf wieder auf, am Tower vorbei und den Fluss entlang, bis er die Docks erreichte. Dort lief er zwischen den Lagerschuppen hindurch und die Gassen entlang, bis er sicher war, dass er seinen »Schatten« abgeschüttelt hatte.

Den ganzen Nachmittag vermied er es, die Hauptstraßen zu betreten oder zum Tower zurückzukehren, aus Angst, seinem Verfolger in die Arme zu laufen. Er versteckte sich bis es dunkel war. Dann ging er auf einem anderen Weg zurück zum Haus des Ältesten Barnabas. Die Gelegenheit, seinen Vater zu sehen, war vorbei.

Als er an die Tür klopfte und man ihn hineinließ, stellte er fest, dass Elizabeth Bunyan erst wenige Minuten vor ihm gekommen war und noch dabei war, ihren Umhang zu lösen. Ihr Gastgeber führte die beiden in ein einfaches Esszimmer, wo Schüsseln mit dicker Suppe auf sie warteten. Scheinbar waren immer einige Fremde im Haus des Ältesten. Richard

hatte noch nicht herausfinden können, wer zur Familie gehörte, wer Mitglied der Gemeinde war und dort wohnte, wer Übernachtungsbesuch war wie er und Mrs. Bunyan, oder wer nur diesen Abend zu Besuch war. Jeder kam und ging, als wenn es sein Haus wäre.

Zwei Frauen und ein alter Mann drängten sich in den Raum und setzten sich an den Tisch, während Richard und Mrs. Bunyan aßen. Barnabas kam und stellte sich in die Tür. Er sah Richard an und fragte: »Nun, was hast du heute erreicht?«

»Nicht viel«, seufzte Elizabeth, die sich angesprochen fühlte, was ja auch nicht ungewöhnlich gewesen wäre. Doch Richard merkte, dass der Mann ihn nach einem Bericht über den Tag fragen wollte. Elizabeth blickte jedoch zu dem Ältesten auf und fuhr fort: »Ich musste einige Stunden warten, ehe ich die Gelegenheit hatte, mit Lord Barkwood zu sprechen. Schließlich habe ich ihn in der Halle getroffen, als er gerade von einer Besprechung kam.«

Keuchend wollte eine der Frauen wissen: »Wie ist er?«  
»Oh, je. Ich wäre viel zu schüchtern, einen Lord anzusprechen, noch dazu im Regierungsgebäude«, meinte eine andere.

»Ruhe, bitte«, sagte Barnabas. »Ich bin sicher, jeder hier bewundert den Mut von Mrs. Bunyan, aber wir wollen ihr doch die Möglichkeit geben, alles zu erzählen, was passiert ist. Bitte fahrt fort.« Er nickte zu Elizabeth.

»Nun, da ist nicht mehr viel zu berichten. Er war wohl höflich, aber nachdem ich ihm die Situation ge-

schildert hatte, meinte er, dass er nichts für uns tun könnte –«

»Was soll das bedeuten?«, fiel ihr Richard ins Wort.  
»Ich dachte immer, ein Lord könnte fast alles tun.«

Elizabeth zuckte die Schultern. »Das habe ich auch gedacht, aber Lord Barkwood meinte, wenn John wirklich schuldlos im Gefängnis sitzt, dann müssen wir das Gericht in Bedford dazu bringen, den Fall erneut zu verhandeln. Es sei unpassend für ihn, sich dort einzumischen.«

Leise Ausrufe der Enttäuschung entfuhr den Anwesenden in dem kleinen Zimmer. »Es tut mir Leid, dass dein Gnadengesuch keinerlei Erfolg hatte«, meinte der alte Mann. »Aber es war sehr mutig von dir, dass du es wenigstens für deinen Mann versucht hast.«

»Ja«, sagte die Frau nahe bei Richard. »Ins Regierungsgebäude zu gehen und auf Lord Barkwood zu warten – das ist genauso mutig wie Daniel, als er in die Löwengrube ging.«

»Oh, ja«, meinte die andere Frau. »Und dann seid ihr noch ganz allein hierher gereist. Ich bewundere Euch, Mrs. Bunyan.«

Moment, dachte Richard, sie ist nicht allein gekommen. Ich war dabei. Zähle ich etwa nicht? Aber er fühlte sich nicht, als ob er viel zählte ... Je mehr man Elizabeth Bunyan für das bewunderte, was sie an dem Tag geleistet hatte, desto mehr fühlte sich Richard als Feigling, weil er seinen Vater nicht besucht hatte. Seine Gedanken wanderten zu den Straßen Londons und dem Mann, der ihn verfolgt hatte.

Plötzlich merkte er, dass Mrs. Bunyan ihn angesprochen hatte. »Ich sagte, Richard, wie hast du heute deinen Vater angetroffen?«

»Wie?«, murmelte er, wobei er zuerst dachte, dass sie wissen wollte, ob er den Weg zum Tower gefunden hatte. Aber natürlich hatte sie wissen wollen, wie es seinem Vater ging. »Oh ... nun, es geht ihm den Umständen entsprechend, wie es jemandem eben geht, der im Gefängnis sitzt.«

Er hoffte, sie würde ihn nicht noch mehr fragen, aber die drängte weiter: »Gibt es Neuigkeiten bezüglich seiner Entlassung?«

»Nein. Es ist alles beim Alten«, murmelte er, dann wechselte er schnell das Thema. »Bitte, könnte ich wohl noch etwas Suppe bekommen?«

Er fühlte, wie sein Gesicht heiß geworden war. Sicher war er vor Schreck errötet. Er hatte gerade gelogen, damit jeder dachte, er hätte seinen Vater besucht; dabei hatte er nicht mal den Mut gehabt, überhaupt zum Tower zu gehen.

Man brachte ihm noch Suppe, aber er konnte sie nicht essen.

Bald redete die kleine Schar eifrig von anderen Dingen, aber Richard hatte das Gefühl, dass der Älteste Barnabas ihn nicht aus den Augen ließ. Er weiß etwas, dachte Richard. Irgendwie weiß er, dass ich nicht beim Tower gewesen bin. Aber es gab nichts, was er im Moment deswegen hätte tun können.

\*\*\*

Die Rückfahrt nach Bedford war nicht gut. Der Tag war düster und verregnet. Richards und Elizabeths

Stimmung war bedrückt. Was würde aus ihren Lieben werden? Die Frage hing über ihnen, wie die Gewitterwolken am Himmel. Schweigend rollten sie dahin.

Trotz des Regens kamen sie zügig voran, so dass die Kutsche noch am Abend in Bedford eintraf. Sie machten sich gleich auf den Weg ins Gefängnis, wobei sie ihre Umhänge fest um sich gewickelt hatten, während sie durch die schlammigen Straßen stapften.

Im Gefängnis wurden sie von John Bunyan erwartet, der sie hoffnungsvoll begrüßte. Und selbst als Elizabeth ihm berichtet hatte, dass von Lord Barkwood keine Hilfe zu erwarten war, meinte er trotzdem: »Der Herr weiß, was wir bedürfen. Er wird uns versorgen.« Dann wandte Bunyan sich an Richard. »Und wie war der Besuch bei deinem Vater?«

Nachdem Richard bereits Elizabeth Bunyan angelogen hatte, erzählte er seine Lügengeschichte nun zum zweiten Mal und behauptete, seinem Vater ginge es den Umständen entsprechend gut. Dann fügte er noch hinzu: »Es geht ihm gut, aber er verliert allmählich die Hoffnung auf eine baldige Entlassung.«

»Es tut mir Leid, das zu hören«, meinte John Bunyan. »Sehr Leid. Aber wir dürfen nicht verzweifeln. Hier, setz dich und iss etwas von meinem Brot. Ich werde dir noch eine Geschichte von Pilgrim erzählen. Vielleicht schöpfst du dann wieder neuen Mut. Elizabeth, du kannst doch noch etwas bleiben, nicht wahr?«

Sie setzten sich zusammen auf das Stroh. Einige andere Gefangene gesellten sich zu ihnen, denn John Bunyans Geschichten waren zu einer willkommenen Art der Unterhaltung im Gefängnis geworden.

»Auf seiner Reise in die Himmlische Stadt«, begann Bunyan, »traf Pilgrim auf einen wertvollen Begleiter namens Hoffnung. Aber eines Tages kamen sie vom rechten Weg ab und hätten sich fast verlaufen. Noch ehe sie sich von dem Schrecken erholt hatten, zog ein heftiges Unwetter auf – etwa so wie heute Abend.« Bunyan zeigte auf das kleine Fenster, durch das man das laute Prasseln des Regens hören konnte.

Pilgrim und Hoffnung fanden einen alten Schuppen und suchten darin Unterschlupf. Erschöpft schliefen sie sogleich ein.

Nicht weit von dieser Stelle befand sich nun aber eine Burg, die man die Burg des Zweifels nannte. Dort wohnte der Riese Verzweiflung. Ohne es zu wissen, befanden sich unsere beiden Freunde auf seinem Grund und Boden.

Als es Morgen wurde, stand der Riese Verzweiflung früh auf und machte sich auf den Weg durch seine Ländereien. Da erwischte er Pilgrim und Hoffnung, die in seinem kleinen Schuppen schliefen. Er hob sie mit seinen riesigen Händen hoch und schnaubte grimmig: »Aufwachen, ihr Landstreicher! Woher kommt ihr?«

»Wir sind Pilgrim und Hoffnung«, antwortete Pilgrim, »und wir sind auf dem Weg in die Himmlische Stadt. Aber in dem Sturm letzte Nacht sind wir vom Weg abgekommen und haben hier Schutz gesucht.«

Der Riese sagte: »Aber ihr habt mein Land betreten, meine Felder zertrampelt. Darum müsst ihr jetzt mit mir kommen.«



Es blieb ihnen keine andere Wahl, als mitzukommen, denn der Riese war so viel stärker als sie. Sie konnten sich auch nicht vor ihm rechtfertigen, denn sie wussten, dass sie im Unrecht waren.

Der Riese trug sie zu seiner Burg, als wenn sie Ratten wären, und warf sie in ein dunkles, stinkendes Verlies. Dort lagen sie nun von Mittwochmorgen bis Samstagabend, ohne einen Bissen Brot, einen Tropfen Wasser und ohne Licht.

Der Riese Verzweiflung hatte eine Frau namens Argwohn. Als er zu Bett ging, erzählte er ihr, was er mit

den beiden gemacht hatte. »Was meinst du, das ich mit ihnen machen soll?«

»Du solltest ihnen keine Gnade zeigen! Wir dürfen keinem Fremden trauen«, sagte sie.

Am nächsten Morgen stieg er hinab zum Kerker und schimpfte sie Hunde. Dann verprügelte er sie, bis sie sich nicht mehr rührten.

Am Abend riet Argwohn ihrem Mann, die beiden zu töten. Aber als der Riese morgens zu ihnen wollte, hatte er einen Krampf und konnte seine Hände nicht richtig bewegen. Er stolperte aus dem Verlies, ohne sie ernsthaft verletzt zu haben. Da hatten die beiden Reisenden noch einmal Glück gehabt.

Aber sie waren so erschüttert von seinem Vorhaben, dass sie ernsthaft überlegten, ob es nicht besser wäre, sich das Leben zu nehmen, anstatt darauf zu warten, von ihm zu Tode gefoltert zu werden.

»Bruder«, meinte Pilgrim, »was sollen wir tun? Ist es besser zu leben, um zu Tode gefoltert zu werden, oder sich das Leben zu nehmen? Im Grab scheint es mir besser zu sein als in diesem Verlies.«

»Wahrhaftig, wir sind in einer schrecklichen Situation«, stimmte Hoffnung ihm zu, »und wir sehnen uns nach dem Tod. Aber was würde Gott dazu sagen? Er hat gesagt: ›Du sollst nicht töten‹. Das gilt sicher auch für uns. Und der Riese Verzweiflung hat nicht immer das letzte Wort. Gott hat immer noch die Herrschaft, und vor uns sind schon andere hier herausgekommen. Vielleicht stirbt der Riese, oder er vergisst abzuschließen. So lange wir noch leben, gibt es auch noch Hoffnung. Lass uns nicht zu Mördern werden.«

Langsam schöpften sie wieder neuen Mut.

Aber als es Abend wurde, fragte die Frau des Riesen ihren Mann nach den Gefangenen.

»Sie sind schreckliche Feiglinge«, brummte er. »Sie lassen lieber alles über sich ergehen, als dass sie sich das Leben nehmen würden.«

»Morgen führst du sie in den Burghof und zeigst ihnen die Knochen und Schädel all derer, die du umgebracht hast. Dann werden sie lieber aufgeben, als darauf zu warten, dass du sie in Stücke reißt.«

Also brachte der Riese Pilgrim und Hoffnung am Morgen in den Gefängnishof. »Hier seht ihr, was mit den anderen Reisenden gemacht wurde, die ich auf meinem Land erwischt habe. Ich habe sie in Stücke gerissen, so wie ich auch euch in Stücke reißen werde.« Dann prügelte er sie zurück ins Verlies.

In ihrer Verzweiflung dachten die beiden wieder an ihr Gespräch. Sollten sie nicht doch aufgeben und dem Ganzen hier ein Ende setzten, indem sie sich das Leben nähmen? Aber etwa um Mitternacht begannen sie zu beten. Sie beteten bis der Morgen anbrach.

Da setzte sich Pilgrim plötzlich auf und rief: »Was bin ich doch für ein Dummkopf! Ich habe einen Schlüssel in meiner Tasche; der heißt Versprechen. Damit kann ich sicher jedes Schloss in der Burg des Zweifels öffnen.«

»Nun, lass es uns versuchen«, meinte Hoffnung.

Und tatsächlich: Mit dem Schlüssel Versprechen konnten sie die Tür des Kerkers aufschließen. Sie verließen die Burg und flüchteten durch die Dämme-

rung, bis sie am Morgen wieder den Weg des Königs zur Himmlischen Stadt erreichten.

Als John Bunyan die Geschichte beendet hatte, murmelten einige der Gefangenen zustimmend und klatschten zaghaft, um sich dann wieder ihren kleinen Aufgaben zuzuwenden, mit denen sie die Zeit hinter Gittern überbrückten.

Nicht so jedoch Richard. Trübsinnig blickte er umher. »Wartet einen Moment«, stieß er hervor. »Ich habe gedacht, die Geschichten von Pilgrim wären wahr. Aber das sind sie nicht.« Er sah zu den zerlumpten Männern und Frauen hinüber. »Keiner von euch hat einen Schlüssel um den Hals hängen, mit dem er die Gefängnistüren öffnen könnte. Auch mein Vater nicht«, beehrte Richard auf. Es schien ihm, als mache sich Bunyan über den Ernst der Lage seines Vaters lustig.

Der Kesselflicker senkte seinen Kopf und fuhr mit freundlicher Stimme fort: »Ich habe nicht diese Mauern aus Stein gemeint« – dabei machte er eine ausladende Handbewegung – »oder den Tower in London, lieber Richard. Statt dessen habe ich an ein anderes Verlies gedacht, in dem viele von uns mehr als einmal in ihrem Leben sitzen, ein Verlies, von dem ich meine, dass du gerade jetzt in der Gefahr stehst, darin gefangen zu werden. Und für dieses Verlies haben wir einen Schlüssel.«

»Wie meint Ihr das?«

»Der Riese in der Geschichte heißt Riese Verzweiflung, seine Frau Argwohn. Und die Pilger waren in

der Burg des Zweifels gefangen. Es gibt nur einen Schlüssel, um aus dieser Falle zu entkommen. Selbst der Riese hätte den armen Pilgrim und seinen Freund Hoffnung nicht befreien können.«

»Warum nicht?«

»Weil kein Mensch jemanden aus Verzweiflung und Entmutigung lösen kann. Man kann sich auch nicht selbst herausziehen. Der bloße Wunsch danach reicht nicht aus.«

»Das verstehe ich nicht«, meinte Richard. »Ihr habt gesagt, dass sie den Schlüssel hatten.«

»In der Tat. Aber er wurde ihnen gegeben. Es war nicht ihr eigenes Verdienst. Der Schlüssel war das Versprechen, das man ihnen gegeben hatte, das Versprechen, das jedem von uns gegeben wurde.«

»Welches Versprechen?«

»Gottes Versprechen. Das Versprechen in der Bibel, wo es heißt: ›Und wir wissen, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen‹.«

Richards Augen wanderten langsam zu der schweren Eichentür des Gefängnisses.

»Nein, Richard«, sagte Bunyan. »Diese Tür kannst du damit nicht öffnen, aber die Tür hier drinnen.« Dabei zeigte er auf seine Brust. Dann wandte er sich auch an Elizabeth. »Als ihr beiden hier hereingekommen seid, hatte ich Angst, dass die Tür der Verzweiflung sich hinter euch schließen würde. Aber jetzt hoffe ich, dass ihr den Schlüssel ›Versprechen‹ benutzt, damit sie immer offen bleibt.«

»Ich danke dir, John«, meinte Elizabeth und wurde rot. »Es stimmt, ich war sehr mutlos.« Dann gab sie

ihrem Mann einen Kuss. »Wir wollen es versuchen, aber jetzt muss ich nach Hause zu den Kindern. Die arme Mary hat sich seit vier Tagen um sie gekümmert. Und ich bin sicher, dass auch Richard dringend ins Bett muss. Dann bis morgen.«

Gehorsam erhob sich Richard, brachte aber kein Wort hervor. Woher wusste John Bunyan, dass er so verzweifelt war? Und das nicht nur, weil sein Vater im Gefängnis saß, sondern auch, weil er zu feige war, ihn zu besuchen, als er die Möglichkeit dazu gehabt hätte.

## Kampf im Swan Chamber

Richard lag noch lange wach in seinem Bett. Er dachte an die Geschichte, die Bunyan erzählt hatte, an das Versprechen. Auf einmal wurde ihm alles klar, was ihm vorher ein Rätsel war. Wenn Gott tatsächlich über allem wachte, und wenn Er versprochen hatte, dass für die, die Ihn lieben, sich alle Dinge zum Guten wenden würden, dann gab es wirklich keinen Grund zu verzweifeln und mutlos zu sein.

Manches würde schlimm scheinen, aber Gott würde über einen guten Ausgang wachen. Aber je mehr Richard über Gott nachdachte, umso unbequemer wurde es ihm. Er hatte Elizabeth, den Ältesten Barnabas und John Bunyan angelogen. Wie ein schlüpfrieger kleiner Fisch aus seiner Hand, so war die Lüge aus seinem Mund gekommen. Es war nur eine kleine

Lüge – aber er wusste, dass Gott keine Lügen mochte. Was sollte er jetzt machen? Er konnte es doch nicht mehr rückgängig machen. Alles schien verloren.

Würde Gott sein Versprechen gegenüber jemandem halten, der gelogen hatte?

\*\*\*

Es vergingen drei Tage, ehe Richard Mrs. Bunyan wiedersah.

»Nun, Richard«, sagte Elizabeth, als sie mit dem Krug Suppe ins Ge-



fängnis kam, den sonst immer Mary brachte, »ich habe mich entschlossen, John's Rat anzunehmen und der Verzweiflung keinen Raum zu geben. Ich vertraue auf Gott, dass er John versorgen wird.« Sie trug ein schlichtes graues Kleid, das das Blau ihrer Augen besonders gut zur Geltung brachte.

Richard lächelte freundlich, aber teilnahmslos. Elizabeth, die seine Zweifel spürte, fuhr fort: »Das bedeutet aber nicht, dass ich nun meine Hände in den Schoß legen werde. Ich werde versuchen, dass die Richter vor Ort den Fall noch einmal aufrollen.«

Etwas zu tun – was immer es auch sei – schien Richard eine gute Idee zu sein. Im Augenblick fühlte er sich aber ziemlich niedergeschlagen. Er war nicht nur ein Feigling gewesen, er hatte seine Feigheit außerdem mit einer Lüge zu verbergen versucht. Vielleicht könnte ich etwas Gutes tun, zum Ausgleich für meine Lügen, dachte er. Dann würde das Versprechen wieder für mich gelten.

»Kann ich Euch irgendwie helfen, Mrs. Bunyan?«, fragte er.

»Ich denke schon. Alles, was ich im Augenblick tun kann, ist, ein Ersuch an die örtlichen Richter zu schicken. Sie sind gerade heute in der Stadt, so dass ich sie bitten kann, John anzuhören. Aber ich wäre froh, wenn du mich begleiten könntest. Hättest du heute Nachmittag Zeit?«

»Sobald ich die Eimer mit frischem Wasser geholt habe«, stimmte er zu.

Als Richard seine Aufgaben erledigt hatte, machte er sich mit Elizabeth Bunyan auf den Weg. Sie gingen

die High Street hinunter bis zum Rathaus, in dem bei Bedarf das Bezirksgericht tagte. Im Rathaus trafen sie auf Sir Matthew Hale. Sollte es zu einer Anhörung kommen, würde er einer der Richter sein, die John Bunyans Fall zu bearbeiten hätten. Sir Matthew hatte schon unter Cromwell als Richter gearbeitet und war deshalb dafür bekannt, ein offenes Ohr für religiös Andersdenkende zu haben.

Sir Matthew hatte ein blasses, freundliches Gesicht, dessen tiefliegende Augen unter den dunklen Brauen ihm einen traurigen Ausdruck verliehen. Er überflog das Schriftstück, das Elizabeth ihm ausgehändigt hatte. »Darf ich annehmen, dass Ihr Mrs. Bunyan seid?«

»Ja, Euer Ehren«, sagte Elizabeth mit leichtem Kopfnicken.

»Und das ist Euer Bruder?«, meinte Sir Matthew mit einem Blick auf Richard. »Ihr scheint viel zu jung für einen Sohn in dem Alter.«

»Oh, nein, Euer Ehren. Er ist weder mein Sohn, noch mein Bruder.« Elizabeth wandte sich an Richard, der für sich selber sprechen sollte.

»Ich bin Richard Winslow. Ich arbeite für meinen Onkel, John White. Er ist der Gefängnisdirektor.«

»Jaaaah« – Sir Matthew zog das Wort in die Länge, während er sein sauber rasiertes Kinn rieb – »John White. Er soll viel zu nachsichtig sein, habe ich gehört. Ich denke nicht, dass die Arbeit im Gefängnis für einen Jungen in deinem Alter passend ist. Lässt er den Gefangenen vielleicht deshalb so viele Freiheiten – damit der Ort seine Schrecken verliert?«

»Ich glaube nicht, Sir«, antwortete Richard und schwieg. Es ist besser, wenig zu sagen und für dämlich gehalten zu werden, als viel zu reden und dämlich zu sein, dachte er. Sein Vater hatte ihm diesen Rat gegeben, wenn sie zu Hause wichtige Gäste erwartet hatten.

»Nun, lass es gut sein.« Sir Matthew wandte sich wieder Elizabeth zu und lächelte ein wenig. »Ich werde Euer Gesuch berücksichtigen, Madam, und mein Bestes tun.«

Damit legte er das Gesuch beiseite und nahm andere Papiere zur Hand. Richard und Elizabeth mussten feststellen, dass die Besprechung zu Ende war.

Am nächsten Tag hielten die beiden Ausschau nach einem anderen Richter, Sir Thomas Twisden. »Er wird nicht so leicht zustimmen«, meinte Elizabeth. »Man sagt, er sei ein sehr strenger Richter, der schnell harte Urteile fällt. Aber wir müssen ihm eine Abschrift des Gesuches geben, denn er wird auch zugegen sein, sollte man John eine Anhörung gewähren.«

Als sie beim Rathaus angekommen waren, sagte ihnen ein Gerichtsdiener, Richter Twisden sei zum Mittagessen im Gasthaus ›Zum Schwan‹. Aber als sie die Straße zum Gasthaus hinuntergingen, sahen sie einen älteren Mann aus dem Gebäude kommen, bekleidet mit einem prächtigen roten Mantel, dessen Säume mit weißem Pelz besetzt waren. Er hatte ein massiges, fettes Gesicht mit einer großen, roten Nase. Seine Mundwinkel waren herabgezogen, was ihm einen Ausdruck ständiger Missbilligung verlieh. Strähniges, graues Haar fiel ihm bis auf die Schultern.

»Sir Thomas!«, rief Elizabeth laut, so dass er sie auf die Entfernung von etwa vierzig Fuß gut hören konnte. »Sir Thomas Twisden, ich soll Euch etwas geben.«

Aber der Mann sah nicht mal in ihre Richtung. Stattdessen stieg er in seine Kutsche und wies den Kutscher an, loszufahren.

Richard schnappte das Gesuch und rannte hinter dem Wagen her, der einen Bogen fuhr und wieder in die High Street einbog. Richard erreichte die Kutsche mit Leichtigkeit und warf das Schriftstück durch das offene Fenster.

Mit einem Blick erkannte Richter Twisden, worum es sich handelte, warf das Papier wieder hinaus und bellte: »Er wird nicht eher entlassen, bis er verspricht, mit dem Predigen aufzuhören!«

Richard ging zu Elizabeth Bunyan zurück, die ganz verloren dastand und meinte: »Werden wir ihn jemals dazu bringen, sich die Bittschrift wenigstens anzusehen?«

»Ich weiß es nicht«, seufzte sie, »aber wir werden nicht aufgeben. Gott wird eben einen Weg finden müssen.« Richard bemerkte jedoch Tränen in ihren Augen.

Während sie noch mitten auf der Straße standen und nicht wussten, was sie als Nächstes tun sollten, kam Sheriff Edmund Wylde aus dem Gasthaus. Richard erkannte ihn sofort als den Mann, mit dem er auf seiner ersten Fahrt nach Bedford in der Kutsche gesessen hatte, und der etwas später ins Gefängnis gekommen war, um seinem Onkel zu sagen, dass John

Bunyan in Zukunft keine außergewöhnlichen Freiheiten mehr zu gewähren seien. »Ich habe alles gesehen«, sagte der Sheriff und kam auf sie zu. »Nehmt es Euch nicht so zu Herzen; er ist ein grimmiger, alter Brummbär.«

»Aber ich muss ihm dieses Gesuch überbringen«, meinte Elizabeth, während sie das zerknitterte Schreiben glatt strich, das Richard von der Straße aufgehoben hatte.

»Ach, so ist das. Zeigt einmal her.« Er überflog den Brief und meinte dann: »Ihr solltet nicht aufgeben. Heute Abend, wenn die Sitzungen im Gerichtssaal beendet sind, kommen sowohl Richter Hale als auch Richter Twisden da oben zusammen.« Dabei zeigte er auf ein Fenster im ersten Stock des Gasthauses. »Dort treffen sie sich regelmäßig mit einigen Beamten, um den Fortgang anstehender Gerichtsverhandlungen und andere Angelegenheiten des Bezirkes zu besprechen.«

»Aber wie sollen wir jemals in das Swan Chamber (Schwanenzimmer) vorgelassen werden?«, fragte Elizabeth, bezogen auf das schöne Speisezimmer, von dem der Sheriff sprach.

»Oh, darüber würde ich mir keine Sorgen machen«, meinte der Sheriff augenzwinkernd. »Ich denke, wenn jemand so hübsch ist wie Ihr, dann sollte er einfach hineingehen. Das Schlimmste, was Euch passieren kann, ist, dass man Euch befiehlt zu verschwinden. Aber in der Zwischenzeit hättet Ihr die Chance, Euer Anliegen vorzutragen.«

\*\*\*

Richard hatte den ganzen Nachmittag auf dem Dorfplatz gewartet, während Elizabeth nach Hause gegangen war, um sich um ihre Kinder zu kümmern. Während dieser Zeit hatte er Richter Twisden gesehen, der in seiner Kutsche zurückgekehrt und ins Rathaus gegangen war. Später, als die Gerichtsverhandlungen vorbei waren, kamen die beiden Richter zusammen mit einigen anderen Männern wieder heraus und gingen die Straße hinunter zum Swan Inn, genau wie der Sheriff gesagt hatte. Mit der Zeit gesellten sich dann noch weitere Männer zu ihnen.

Als Elizabeth auf ihn zukam, bemerkte Richard sie zuerst gar nicht. Sie trug dasselbe schlichte, graue Kleid, hatte sich jedoch einen sauberen, weißen Kragen und Manschetten angelegt. Sie hatte ihr Haar gebürstet und trug es zu einem Knoten gewunden, aus dem sich hübsche, goldene Locken ringelten.

»Lass uns beten«, sagte sie, als sie bei ihm angelangt war. Richard neigte seinen Kopf und lauschte ehrfürchtig, als die junge Frau begann: »Oh, Herr, Du weißt, dass John frei von aller Schuld ist. Er wollte Dir nur dienen und gehorchen. Bitte gib uns Mut, wenn wir jetzt gleich um Gerechtigkeit bitten. Aber vor allem soll Dein Wille geschehen.«

Sie hakte sich bei Richard unter; dann schritten die beiden zum Gasthaus. Er konnte fühlen, wie sie zitterte, aber ihr Schritt war sicher und zügig. Nachdem sie die Tür geöffnet hatten, führte sie Richard zu einer Treppe. Als ein Dienstmädchen mit einem Korb Brot und einem Krug Bier kam, folgten sie ihr die Stufen hinauf. »Lasst mich durch. Macht doch mal

Platz!«, rief das Mädchen zu den Männern, die die Treppe und das Speisezimmer blockierten.

Indem sie ihr dicht auf den Fersen blieben, gelangten Richard und Elizabeth bis zu dem Tisch, an dem die beiden Richter und noch einige andere Männer saßen und diskutierten.

»Euer Ehren«, begann Elizabeth mit klarer, lauter Stimme an Sir Matthew Hale gewandt. »Ich komme erneut vor Euch, um zu fragen, was man für meinen Ehemann tun kann.«

Die Gespräche verstummten und alle wichtigen Männer von Bedford sahen zu ihr hinauf.

»Frau«, sagte Sir Matthew in einem weniger freundlichen Ton als am Tag zuvor im Rathaus, »Euer Gatte ist schuldig gesprochen worden. Es gibt nichts, was ich für ihn tun kann.«

»Euer Ehren, das ist nicht richtig. Er wurde nicht schuldig gesprochen. Er hat lediglich Antwort auf Fragen gegeben, die den Grund der Anklage gegen ihn betrafen.«

Plötzlich fiel ihnen Richter Twisden mit vor Zorn rotem Gesicht ins Wort. »Ihr meint wohl, wir könnten machen, was wir wollen! Euer Mann ist ein Gesetzesbrecher und wir sind dazu da, das Gesetz aufrecht zu erhalten. Selbst wenn wir es wollten, könnten wir ihn nicht freilassen. Und ich für meinen Teil habe außerdem nicht die Absicht ihn freizulassen, solange er nicht verspricht, mit dem Predigen aufzuhören.

Außerdem hat Henry Chester, der Friedensrichter, mir erst gestern noch berichtet, dass der Gefängnisdirektor White diesem Mann besondere Freiheiten



eingerräumt hat. Aber hat er die Zeit genutzt, um mit seiner Familie zusammenzusein? Nein! Er ist gleich zum Predigen nach London gerannt. Sir Henry hat ihn selber in London gesehen. Ich frage mich nur, hat er dort gepredigt, oder hat er sich mit den Männern der Fünften Monarchie getroffen, diesen Revolutionären? Der Mann gehört hinter Gitter!«

»Aber meine Herren, er ist keiner Schuld überführt worden«, hörte man Elizabeth, die immer sicherer wurde. Dann berichtete sie von ihrer Reise nach London und dem Gespräch mit Lord Barkwood. Bei der Erwähnung eines Mitgliedes der Regierung merkten die Richter auf. »Lord Barkwood hat mich angewiesen, auf eine ordentliche Verhandlung zu bestehen. Auf seinen Rat hin bin ich hier.«

Einen Augenblick war es ganz still im Raum. Dann meinte Richter Twisden: »Lässt er das Predigen?«

Elizabeth ließ die Schultern sinken. »Euer Ehren, er wird nicht aufhören zu predigen, solange er reden kann.«

»Was verschwenden wir dann noch unsere Zeit für solch einen Kerl?« Damit griff er zu seinem Bierkrug als Zeichen, dass damit die Angelegenheit für ihn erledigt sei.

Richter Hale wandte sich jedoch an einige der anderen Männer und fragte: »Was ist dieser Mann eigentlich von Beruf?«

Die Männer erhoben alle gleichzeitig ihre Stimmen und erklärten, er sei nur ein Kesselflicker, wenn auch ein recht guter. Damit schien auch für Richter Hale die Sache erledigt.

Aber Elizabeth war nicht bereit aufzugeben. »Ist es, weil er ein Kesselflicker ist? Gibt es denn in England keine Gerechtigkeit für Arme?«

Sie schien mit ihren Worten einen wunden Punkt getroffen zu haben. England war nämlich stolz auf sein Rechtswesen – so ungerecht es auch manchmal war.

»Darum geht es doch gar nicht«, meinte Sir Matthew deutlich freundlicher. »Nur wurde er auf Grund seiner Aussagen für schuldig erachtet und daher auch schuldig gesprochen. Wir können wirklich nichts für Euch tun, Madam. Vielleicht könnte er den König um Gnade bitten. Es tut mir wirklich Leid. Jetzt lasst uns bitte in Ruhe.«

Elizabeth bewegte sich eine ganze Zeit lang nicht vom Fleck. Als sie schließlich bemerkte, dass alles gesagt war, drehte sie sich um und folgte Richard die Stufen hinab, hinaus in die Dämmerung.

## *Brief aus der Vergangenheit*

Schweren Herzens machte sich Richard am nächsten Tag an seine Arbeit im Gefängnis. Er war verzweifelt; nicht nur, weil es Elizabeth nicht gelungen war, ihrem Mann zu einer erneuten Anhörung zu verhelfen, sondern weil die Dinge sich eben nicht zum Besten entwickelten, was das Versprechen anging. Wenn Gott nicht einmal einen so edlen und guten Menschen wie John Bunyan rettet, welche Hoffnung habe ich dann noch auf einen guten Ausgang, was meinen Vater und mich angeht? Der Gedanke an seine Lüge beunruhigte ihn.

Später am Tag kam ein dicker Brief im Gefängnis zu Bedford an, der an John Bunyan adressiert war. Richard überbrachte ihn und dachte nicht weiter darüber nach, bis Mary am Nachmittag die Suppe für ihren Vater brachte.

Richard führte sie in Bunyans Zelle und wollte sich gerade wieder an seine Arbeit machen, als der Kesselflicker sagte: »Richard, hättest du wohl einen Moment Zeit, wenn Mary gegangen ist? In dem Brief stand etwas, das ich gerne mit dir besprechen möchte.«

Richard hob zustimmend die Schultern und ging wieder zu seinen Aufgaben. Aber er wunderte sich, was wohl in Bunyans Brief gestanden habe, das ihn betraf.

Als Richard Mary verabschiedet hatte und zu Bunyan



ging, meinte der Prediger: »Richard, besteht vielleicht die Möglichkeit, dass du mich in der Vergangenheit belogen hast?«

Richard war geschockt! Wie hatte John Bunyan herausgefunden, dass er nicht bei seinem Vater gewesen war? Denn das meinte er doch sicherlich, wenn es um Lüge ging. Das war schließlich auch die einzige Lüge, die der Junge dem Mann erzählt hatte.

Aber gerade, als Richard bereit war, alles zuzugeben, kam ihm der Gedanke, dass Bunyan vielleicht doch nicht wusste, dass er seinen Vater nicht besucht hatte. Vielleicht fragte er ja auch nach etwas ganz anderem, etwas, das nicht gelogen war. Also tastete sich Richard vorsichtig vor. »Warum fragt Ihr das?«, wollte er wissen, in der Hoffnung, sich irgendwie um ein Geständnis drücken zu können.

»Der Brief, den ich heute erhalten habe, kam aus London. Er hat mich sehr verwundert.«

Richards Mut sank. John Bunyan hatte alles herausgefunden. Ihm blieb keine Wahl, als alles zuzugeben. Tief beschämt fing er an: »Ich habe nicht ... ich meine, ich wollte nicht ...«, stotterte er. Dann sprudelten die Worte nur so aus ihm heraus. »Es ist, weil ich Ja gesagt habe, als Mrs. Bunyan mich gefragt hat. Der Älteste Barnabas hatte es gehört, und als Ihr mich fragtet, musste ich Euch dasselbe sagen.«

»Du bringst mich ganz durcheinander, Junge. Was hat Elizabeth dich gefragt? Und wozu hast du Ja gesagt?«

Nach und nach erzählte Richard alles. Er hatte seinen Vater in London nicht besucht, weil ihm jemand ge-

folgt war und er Angst bekommen hatte. »Alle redeten nur davon, wie mutig es von Mrs. Bunyan war, Lord Barkwood aufzusuchen. Ich habe mich furchtbar geschämt zuzugeben, dass ich Angst hatte und deshalb meinen Vater nicht besucht habe.«

»Das hatte ich mir schon gedacht«, murmelte Bunyan kopfschüttelnd. »Nun, wenn du ihn nicht besucht hast, was hast du dann gemacht?«

»Ich habe mich versteckt.« Als er Bunyans verwirrten Gesichtsausdruck sah, erklärte er: »Ich war auf dem



Weg zu ihm, aber Walter hat gesagt, dass es sehr gefährlich sei, also ...«

»Warte, warte. Wer ist dieser Walter? Ein Freund von dir? Und wo hast du ihn getroffen?«

»Walter ist unser Butler. Ich bin in unser Haus gegangen – dort wohnt er noch immer – und habe ihn fast zu Tode erschreckt. Er sagte, dass es zurzeit sehr gefährlich in London sei. Als ich dann zu meinem Vater wollte, war ich besonders wachsam. Bald darauf habe ich bemerkt, wie mir jemand gefolgt ist. Ich lief und lief, bis ich ihn abgeschüttelt hatte. Dann musste ich mich in einer Gasse bei den Docks verstecken. Als ich endlich wieder hervorkommen konnte, war es zu spät, um noch zum Tower zu gehen. Also bin ich zum Haus des Ältesten zurückgekehrt.«

Bunyan nickte, wenn auch etwas skeptisch. »Es ist nicht ungewöhnlich, den Mut zu verlieren, besonders in Zeiten wie dieser«, gab er zu, wobei er sich mit den Fingerspitzen die Stirn rieb. Er sah Richard von der Seite an und sagte: »Ich habe noch eine Frage, Richard. Hast du den Beamten von meinen Freiheiten im Gefängnis erzählt? Hast du einem von ihnen berichtet, dass John White mich von Zeit zu Zeit hat gehen lassen?«

»Nein, niemals!«, protestierte Richard. »Ich habe niemals zu irgendjemandem ein Wort gesagt.«

»Du weißt, dass jemand ihnen von meinen Reisen berichtet hat, nicht wahr? Du warst dabei, als der Sheriff kam und deinem Onkel befohlen hat, mir keine weiteren Freiheiten mehr zu gewähren, Erinnerst du dich? Zuerst schien es, als hätten wir einen Verräter unter unseren Brüdern und Schwestern in der Ge-

meinde. Aber vielleicht warst du es? Warst du derjenige, der mich verraten hat?«

»Nein, nein! Ich war es nicht. Aber ich weiß, wer es war«, rief Richard. Er fühlte sich plötzlich erleichtert, denn ihm kam etwas in den Sinn, das am Tag zuvor im Swan gesagt worden war. »Es war Sir Henry Chester, der Friedensrichter hier im Ort. Er weiß über alles Bescheid, was hier in Bedford geschieht. Und gestern im Speisezimmer des Swan – Ihr könnt Mrs. Bunyan fragen – hat Sir Thomas Twisten gesagt, Sir Henry habe ihm alles von Euch berichtet. Er ist auch nach London gefahren, wirklich! Und er hat Euch auch dort gesehen. Ich war es nicht. Ihr müsst mir glauben!«

»Ich glaube dir«, sagte Bunyan mit einem Seufzer der Erleichterung. »Ich hatte immer gedacht, dass du mich nicht betrügen würdest. Aber als ich gemerkt hatte, dass du mich angelogen hattest, musste ich mir natürlich eingestehen, dich nicht so gut zu kennen, wie ich gedacht hatte.«

»Ja, Sir.« Richard ließ den Kopf hängen. »Es tut mir Leid. Es tut mir wirklich Leid, dass ich Euch belogen habe.« Dann schwieg er einen Moment. Seine Neugier ließ ihm aber keine Ruhe und gewann schließlich die Oberhand. »Woher habt Ihr gewusst, dass ich Euch angelogen habe und gar nicht bei meinem Vater gewesen war?«

»Zuerst einmal«, meinte John Bunyan mit einem breiten Lächeln auf dem Gesicht, »lass mich dir sagen, dass ich dir vergebe. Aber merke dir gut: ›Seid gewiss, dass eure Sünde euch finden wird.‹ So sagt es die Bibel. Und nun zu deiner Frage, wie ich deine

Lüge entdeckt habe. Der Brief, den du mir heute gebracht hast, hat alles aufgedeckt. Er war von dem Ältesten Barnabas aus London. Und du hattest Recht; jemand hat dich in London verfolgt.«

Richards Augen weiteten sich. »Wirklich? Wer?«

»Als Elizabeth den Gläubigen in London berichtet hatte, dass jemand meine ungewöhnlichen Freiheiten verraten hatte, schien es Barnabas – und so auch mir –, als ob der Verräter unter uns zu suchen wäre. Also bat der Älteste einen jungen Mann der Gemeinde, einen Blick auf dich zu haben und zu beobachten, wohin du gehen würdest.«

»Aber warum? Warum hat er mich verdächtigt?«

»Weil er früher schon einmal von deinem Vater gehört hatte und deshalb zu Recht besorgt war, dass du mich ausspionieren könntest.«

»Mein Vater, Obadiah Winslow?«, japste Richard entsetzt. »Aber warum mein Vater? Wieso hat er geglaubt, mein Vater – oder ich – wäre ein Verräter? Mein Vater sitzt im Gefängnis, weil er für Oliver Cromwell gearbeitet hat. Das macht ihn fast zu einem von Euch, denn Cromwell war Puritaner. Er ist dort, weil ihm die Männer des Königs misstrauen. Warum also hat uns der Älteste Barnabas verdächtigt?«

Bunyan hob die Hände hoch, um Richard zu beruhigen. »Lass mich erklären«, meinte er. »Kurz bevor Oliver Cromwell starb, schickte er noch einen Brief an Barnabas, in dem er ihn um Rat fragte. Cromwell betrachtete den Ältesten wie einen Pastor und legte großen Wert auf seine Weisheit. Irgendwie hatte Cromwell entdeckt, dass sein Sekretär Obadiah Wins-

low – dein Vater –, dem er vertraut hatte, für General George Monck in Schottland spionierte. Monck war ein leidenschaftlicher Anhänger Charles' II, den er wieder auf dem Thron sehen wollte, was ihm, wie du weißt, ja auch zwei Jahre nach Cromwells Tod gelungen ist.«

Richard war sprachlos.

»Zusammen mit seinem eigenen Brief an mich«, fuhr John Bunyan fort, »schickte Barnabas den Brief Cromwells, der deinen Vater betraf. So war es.« Er reichte dem Jungen das zerknitterte und vergilbte Papier. »Es besteht kein Zweifel. Hier unten rechts siehst du Cromwells Siegel.«

Während Richard noch verblüfft auf den Brief starrte, erzählte John Bunyan bereits weiter. »Als der Älteste Barnabas erfuhr, dass du Obadiahs Sohn bist, war er auf der Hut, erst recht, als er hörte, dass wir einen Verräter in unserer Mitte hatten. Als du dann letztes Mal in London warst, ließ er dir jemanden folgen.«

»Er dachte, dass ich mich mit einigen Männern des Königs treffen würde?«, fragte Richard überrascht. »Das sollte er Euch und den anderen Gläubigen mitteilen?«

»Er war sich nicht sicher. Darum wollte er dich prüfen. Der Mann folgte dir zu einem fremden Haus, und als du einige Stunden später wieder herauskamst, ranntest du fort und konntest ihn in einer Gasse bei den Docks abschütteln. Da er aber wusste, dass du deinen Vater im Tower besuchen wolltest, ging er dort hin und wartete. Aber du bist nicht gekommen. Der Älteste Barnabas dachte, das alles

könnte auch ein Zufall gewesen sein und nicht unbedingt ein Beweis deiner Falschheit. Als du jedoch später gelogen hast und sagtest, dass du deinen Vater besucht hättest, wurde er noch misstrauischer.«

»Aber Ihr wisst jetzt, warum ich meinen Vater nicht besucht habe«, verteidigte sich Richard.

»Allerdings«, versicherte Bunyan und legte dem Jungen die Hand auf die Schulter. »Aber zu der Zeit war es eben nicht klar. Oft lügen wir, weil wir meinen, so dem Ärger aus dem Weg zu gehen. Aber in diesem Fall hat dich die Lüge erst richtig in Schwierigkeiten gebracht. Dadurch schien dein Verhalten verdächtig. Darum hat mir Barnabas geschrieben und mich gewarnt, denn wenn du unser Feind gewesen wärest, hättest du noch mehr Schaden anrichten können. Als Beweis schickte er Cromwells Brief mit und ließ mich wissen, dass ich tun sollte, was ich für richtig hielt.«

Richard starrte wieder auf den Brief. »Und was werdet Ihr nun tun?«, fragte er mit leiser Stimme.

»Ich habe dir bereits vergeben und bin erleichtert, dass du mich nicht betrogen hast. Da ist nichts mehr ... außer dieser Brief. Nimm ihn und mach damit, was du für richtig hältst. Auf Grund des Verdachtes, den deine Lüge verursacht hat, wurde er mir geschickt, aber jetzt, wo du alles zugegeben hast, kann Gott ihn zum Guten verwenden. Erkennst du seine Bedeutung?«

»Nein.«

»Junge, dieses Blatt Papier ist für deinen Vater der Fahrschein aus dem Gefängnis.«

»Aber ... wieso?«, fragte Richard verwirrt.

John Bunyan lehnte sich zurück an die kalte Mauer der Gefängniswand und sah zu den Deckenbalken hinauf. »Der Wind der Veränderung bläst hin und her«, sagte er philosophisch. »An einem Tag haben wir die Revolution, am nächsten sitzt der König wieder auf seinem Thron.« Er zuckte die Schultern und sah Richard in die Augen. »Ich interessiere mich mehr für die ewigen Dinge. Ich fühle keinen Groll gegen deinen Vater, egal auf welcher Seite er steht. Er hat sicherlich seine Gründe. Cromwell hätte ihn als Verräter hängen können. Aber das war einmal, und er hat es nicht getan. Wer weiß, warum nicht? Der Brief heute beweist, dass dein Vater nicht der Feind von König Charles II ist. Damit solltest du ihn aus dem Tower holen können, sobald du ihn den richtigen Leuten zeigst.«

Richard sah wieder auf das abgegriffene Papier in seinen Händen. Er konnte kaum verstehen, was gerade passiert war. Sein Vater – ein Spion? Richard wusste nicht, was er davon halten sollte. Aber eines wusste er: Jetzt konnte er seinen Vater befreien.

## Die Befreiung

Mit beschwingtem Schritt warf Richard sich am nächsten Morgen seine Tasche über die Schulter und sagte seiner Tante Agnes auf Wiedersehen. Das runde Gesicht der kinderlosen Frau war verquollen und ihr Kinn zitterte, als sie ihren Neffen zum Abschied umarmte.

Als nächstes machte Richard beim Gefängnis Halt, wo sein Onkel schon fleißig bei der Arbeit war. »Ich fürchte, meine Ferien sind nun vorbei«, scherzte der Onkel, während er eine Fuhre Stroh schleppte. Sie redeten noch eine Weile miteinander, dann wollte Richard sich von einigen Gefangenen verabschieden. Besonders bei John Bunyan wollte er sich nochmals für den Brief bedanken, von dem er hoffte, dass sein Vater dadurch freikäme.

John Bunyan saß auf seiner kleinen Bank in der Ecke des Gemeinschaftsraumes. Er schnitt und heftete nicht wie gewöhnlich Stunde um Stunde die Spitzenstoffe. Stattdessen beugte er sich leicht zu einer Seite, so dass das Licht des kleinen Fensters auf die Seiten seiner zerschlissenen Bibel fiel.

Plötzlich wurde Richard der Kontrast zwischen seiner Situation und der des Wanderpredigers deutlich. Er stand da, mit seiner Tasche in der Hand, bereit für

die Abfahrt nach London, wo sich die Gefängnistore bald für seinen



Vater öffnen würden. Aber Bunyan saß auf seiner Bank in einem muffigen Gefängnis, dessen Tore sich für ihn kürzlich noch fester verschlossen hatten.

In dem Moment blickte Bunyan auf und lächelte zu ihm hinüber. »Richard, mein Junge, komm her. Ich hörte, dass du heute nach London aufbrechen würdest. Ich werde dich vermissen.«

Richard ging zu ihm hinüber und ließ seine Tasche auf den Boden fallen. Bunyan war etwas zur Seite gerutscht, so dass der Junge sich zu ihm auf die Bank setzen konnte. »Ich werde Euch auch vermissen«, sagte Richard mit einem Krächzen in der Stimme.

»Nun sag, Junge, was bedrückt dich so? Du klingst nicht, als ob dies ein Freudentag für dich wäre.«

Richard zuckte mit den Schultern, dann stieß er hervor: »Ich habe nachgedacht, Mr. Bunyan. Erinnerst Ihr Euch, wie Ihr Mary und mir von dem Versprechen erzählt habt, wie Gott alles zum Guten wenden wird?«

Bunyan nickte und wartete, dass Richard fortfuhr.

»Für mich wenden sich die Dinge zum Guten – und für meinen Vater –, aber was ist mit Euch? Wie kann es gut sein, Woche um Woche im Gefängnis zu ver-gammeln? Für Euch scheint sich nichts zum Guten zu bewegen.«

Bunyan verzog sein Gesicht zu einer Grimasse und reckte seine Arme so hoch in die stickige Luft, wie er konnte. »Ja, das ist hart«, seufzte er, nachdem er sich gerekelt hatte. »Aber wer bin ich, dass ich beurteilen könnte, was Gott für gut hält? Wir können am Anfang meist nicht das Ende erkennen.«

Er drehte sich etwas, so dass er Richard ins Gesicht sehen konnte, und klatschte in die Hände. »Erinnerst du dich an die Geschichte von Josef in der Bibel?« Als Richard nickte, fuhr er fort: »Seine Brüder haben ihn nach Ägypten in die Sklaverei verkauft. Dort wurde er dann unschuldig ins Gefängnis geworfen – einige Jahre lang. Schließlich wurde ihm die Freiheit wiedergegeben und er wurde ein wichtiger Staatsmann, nachdem ihm Gott die Bedeutung von Pharaos Traum über die kommende Hungersnot geoffenbart hatte.

Nachdem er dreizehn Jahre gelitten hatte, gebrauchte Gott den Josef, um das Leben seines Vaters, seiner Brüder und deren Familien zu retten. Und als das geschah, weißt du noch, was Josef zu seinen Brüdern gesagt hat?«

Richard schüttelte den Kopf.

»Josef sagte: ›Ihr wolltet mir Böses tun, aber Gott hat Gutes daraus entstehen lassen.«« John Bunyan hielt einen Moment inne und wartete, bis Richard den tieferen Sinn dieser alten Geschichte erfasst hatte. Dabei lächelte er den Jungen an. »Siehst du denn nicht?«, fragte er schließlich. »Dreizehn Jahre lang schien alles nur schlecht zu gehen, so wie die Brüder es gewollt hatten. Aber das war nicht Gottes Plan. Er führte alles zum Guten hinaus und rettete am Ende noch die ganze Familie, ja, sogar ein ganzes Volk.«

»Ihr wollt damit also sagen, dass Gott Gutes mit Euch vorhat, auch wenn Ihr jetzt noch im Gefängnis sitzt?«, fragte Richard. Dann schüttelte er den Kopf. »Ich habe lange genug hier gearbeitet, um zu wissen, dass Gefängnisse für niemanden das sind, was Ihr als gut bezeichnet.«

»Du verwechselst bequem und angenehm mit gut, Junge. Ich wäre der Letzte, der dir sagt, hier drin zu sein wäre ein wahres Vergnügen. Aber ich glaube daran, dass Gott mich nicht ohne Grund hierher gestellt hat.«

Bunyan legte seinen Arm um Richards Schultern. »Ich gebe zu«, sagte er, »aus unserer menschlichen Sicht sieht es nicht gut für mich aus. Aber was ist ›gut‹, mein Junge? Woran erkennen wir, ob etwas gut ist? Vielleicht möchte ich gerne aus dem Gefängnis, aber Gott hat vielleicht einen wichtigen Grund, mich für's Erste noch hier drin zu lassen ... obwohl ich mir nicht vorstellen kann, was das sein könnte«, seufzte er. »Aber ich darf mich nicht von den äußeren Umständen verleiten lassen!«

Die beiden Freunde – der eine jung und mit guten Zukunftsaussichten, der andere alt und im Gefängnis eingesperrt – sahen sich schweigend an. Dann meinte Bunyan: »Soll ich dir mal was sagen? Deine Postkutsche da draußen wird etwa in einer Stunde ankommen. Wie wäre es, wenn du zu unserem Haus überläufst und Mary holst – es ist sowieso gerade Zeit für meine Suppe –, und wenn ihr zwei zurückkommt, erzähle ich euch noch eine Geschichte von Pilgrim. Sozusagen als mein Abschiedsgeschenk an dich.«

\*\*\*

In dem kleinen Häuschen der Bunyans riss der sechs Jahre alte Johnny die Tür auf und ließ Richard herein. Dann rannte er so schnell zu seinem Spiel zurück, dass er vergaß, die Tür wieder zu schließen, woraufhin seine Mutter ihn noch einmal zurückrief.

Drinne fand Richard Mrs. Bunyan vor, die gerade dabei war, die feuchten Kohlen in der kleinen Feuerstelle der Familie zum Glühen zu bringen. »Lasst mich Euch helfen«, bot sich Richard sofort an.

»Oh, danke, Richard«, entgegnete Elizabeth Bunyan und erhob sich. »Wenn du sie angefacht hast, häng dann doch bitte diesen kleinen Topf über das Feuer. Es ist höchste Zeit, dass Mary die Suppe ins Gefängnis bringt – und sie ist noch nicht einmal heiß. Wo ist heute Morgen nur die Zeit geblieben?«

Richard sah sich im Zimmer um. »Wo ist Mary?«

»Sie ist mit Thomas draußen. Ich hörte, dass du zurück nach London gehst.«

Richard berichtete ihr von den guten Neuigkeiten in dem Brief von Cromwell und der großen Hoffnung, seinen Vater endlich aus dem Gefängnis holen zu können. Als er geendet hatte, meinte Elizabeth: »Ich freue mich für dich.« Sie drehte ihm den Rücken zu und war damit beschäftigt, die aufgewärmte Suppe in den Krug zu schütten. Als sie sich wieder umdrehte, versagte ihr fast die Stimme. »Du warst ein guter Freund ... bist mit mir nach London gefahren und hast mir geholfen, eine Anhörung für meinen John zu erwirken. Danke, Richard. Möge der Herr mit dir sein.«

Sie rief Mary herbei, gab ihrer Stieftochter den Krug in die Hand, schloss Richard noch schnell in die Arme und schob die beiden aus der Tür hinaus.

Schweigend machten die beiden sich auf den Weg. Richard war immer noch erstaunt, wie gut sich Mary ohne Augenlicht zurecht fand. Sie schien jeden Gras-

büschel, jede Wurzel und jede Pfütze auf dem Weg ins Gefängnis zu kennen. Sie stolperte oder zögerte nicht ein einziges Mal.

»Glaubst du wirklich, dass du deinen Vater aus dem Gefängnis holen kannst?«, brach Mary das Schweigen.

»Ich bin mir ziemlich sicher«, antwortete Richard erregt. »Der Brief, den mir dein Vater gegeben hat, beweist, dass mein Vater immer König Charles unterstützt hat. Ich kann es kaum erwarten, dass unsere Familie wieder vereint wird.«

»Ich freue mich für dich«, sagte Mary mit leiser Stimme, als sie beim Gefängnis ankamen und klopfen. Während sie noch warteten, dass Richards Onkel das schwere Eichentor öffnete, bemerkte der Junge, wie sich Marys Augen mit Tränen füllten. Es war ihm noch nie in den Sinn gekommen, dass Blinde weinen konnten. Er war tief betroffen.

\*\*\*

Als Richard und Mary sich in dem alten Gefängnis von Bedford auf das Stroh hockten und John Bunyan die ersten Schlucke seiner Mittagsmahlzeit schlürfte, lehnte er sich an die Wand und rieb sich das Kinn. »Beim letzten Mal habe ich euch erzählt, wie Pilgrim und Hoffnung dem Riesen Verzweiflung entkommen konnten«, begann er.

Als sie bemerkten, dass Bunyan wieder eine seiner Geschichten erzählte, kamen sogleich noch drei weitere Gefangene zu ihnen herüber, denn im Gefängnis gab es kein Privatleben und viele hatten bereits Gefallen an den Geschichten des Predigers gefunden.

»In dieser Geschichte ist Pilgrim allein auf dem Weg in die Himmlische Stadt.« Bunyan wartete, bis jeder einen Platz gefunden hatte. Dann fuhr er fort.

»Ihr wisst, dass wir nicht immer treue Begleiter um uns haben, die uns helfen. Obwohl uns Gott die Gemeinschaft mit anderen Christen gegeben hat, sind wir manchmal allein und müssen uns auf Seine anderen Gaben an uns verlassen.

Für diese Zeit hatte Pilgrim die ganze Waffenrüstung Gottes erhalten. Er hatte den Panzer der Gerechtigkeit und den Helm des Heils. In der einen Hand trug er den Schild des Glaubens, in der anderen das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes. Aber sein Rücken war ungeschützt.

Als er so auf dem Weg dahintrottete, sah er einen Drachen über die Felder auf sich zukommen. Er wusste sofort, dass er kämpfen musste, denn zur Flucht war keine Zeit mehr.

Das schreckliche Ungeheuer hatte Schuppen wie ein Fisch. Seine Flügel waren wie die eines Drachen, die Füße wie Bärenpatzen und sein Kopf wie der eines Löwen. Aus seinem Maul kamen Feuer und Rauch.

Als der Drache Pilgrim erreicht hatte, sah er ihn an und schnaubte: ›Woher kommst du? Und wohin willst du?‹

›Ich komme aus der Stadt der Verwüstung und bin auf dem Weg in die Himmlische Stadt‹, antwortete Pilgrim mit zitternder Stimme. Aber er flüchtete nicht!

›Dann gehörst du mir‹, stieß der Drache aus, wobei eine große Wolke von schwarzem Rauch aus seinem

Maul quoll, ›denn dieses ganze Land gehört mir. Ich herrsche über alles. Warum willst du also vor deinem Herrscher davonlaufen? Wenn du mir nicht zu Diensten sein könntest, hätte ich dich mit einem Schlag auf den Boden geworfen.‹

›Es ist wahr, dass ich in deinem Königreich geboren wurde‹, antwortete Pilgrim, ›aber der Dienst bei dir war schwer und von deinem Lohn kann niemand leben, denn es steht geschrieben: ›Der Lohn der Sünde ist der Tod.‹ Darum habe ich, als ich erwachsen wurde, getan, was jeder kluge Mensch tun würde. Ich kehrte um und verließ dein Königreich.‹

Der Drache schnaubte. ›Kein Herrscher gibt seine Untertanen so leicht auf, und auch ich werde dich nicht einfach ziehen lassen. Wenn du dich jedoch über deinen Dienst bei mir und dessen Lohn beklagst‹, meinte er, wobei seine Stimme so süß wie Sirup wurde, ›schlage ich dir einen Handel vor: Ich verspreche hiermit, dass ich dir geben werde, was mein Land hervorbringen kann, wenn du zurück unter meine Herrschaft kommst.‹

›Aber ich habe mich einem anderen versprochen‹, sagte Pilgrim, ›dem König der Könige. Wie sollte ich also zu dir zurückkehren, ohne von Ihm nicht zu Recht als ein Verräter gehenkt zu werden?‹

›Du hast mich auch verraten‹, brüllte der Drache. Dann beruhigte er sich wieder, holte tief Luft, wobei er sämtlichen Rauch um sich herum wieder einsog, und fuhr so sanft, wie seine raue Kehle es zuließ, fort: ›Ich bin ein großzügiger Herrscher. Obwohl du deinen Bund mit mir gebrochen hast, bin ich bereit dir

alles zu vergeben ... wenn du bereit bist, umzukehren und zu mir zurückzukommen.<

Pilgrim seufzte. ›Was ich dir versprach, habe ich als Kind versprochen. Und außerdem: Der König, unter dessen Banner ich jetzt stehe, wird mir sicherlich alle Vergehen meiner Jugendzeit vergeben. Doch um dir die Wahrheit zu sagen, Drache: Sein Dienst, Sein Lohn, Seine Diener, Seine Herrschaft und Seine Gesellschaft gefallen mir mehr als deine. Du siehst also, dass es keinen Zweck hat, mich noch länger zu überreden. Ich bin sein Diener und folge Ihm nach.<

Darauf wurde der Drache schrecklich wütend und brüllte: ›Ich bin ein Feind dieses Königs. Ich hasse seine Person, seine Gesetze und seine Leute. Deshalb werde ich dich vernichten!< Aus den Nasenlöchern des Drachen schossen zwei Feuerflammen heraus und versengten Pilgrims Augenbrauen.

›Gib Acht, was du tust, Drache! Denn ich bin auf der Straße des Königs, dem Pfad der Heiligkeit, und ich stehe unter seinem Schutz.<

›Was Er macht, kümmert mich nicht. Mach dich bereit zum Sterben, elender Wanderer! Denn ich schwöre bei den Pforten der Hölle, dass du keinen Schritt weiterkommst. Hier soll deine Seele zerschmettert werden!<

Und damit schleuderte er einen feurigen Pfeil auf Pilgrims Brust. Aber Pilgrim hielt schnell seinen Schild hoch, so dass der Pfeil abprallte und ihm keinen Schaden zufügte.

Dann zog Pilgrim sein Schwert, denn er sah, dass die Zeit zum Kämpfen gekommen war. Der Drache ließ

feurige Speere auf ihn niederhageln, so dass Pilgrim schnell zur Seite springen musste, um ihnen auszuweichen. Mit seinem Schild wehrte er die Angriffe ab, so gut er konnte, wurde aber trotzdem am Kopf, an der Hand und am Fuß verletzt.

Als er merkte, dass Pilgrim etwas zurückwich, setzte der Drache seinen Angriff mit noch größerer Wut fort. Aber Pilgrim ließ den Mut nicht sinken und kämpfte tapfer weiter.



Dieser heftige Kampf dauerte einen halben Tag; Pilgrim war schon ganz erschöpft. Seine Wunden machten ihn schwächer und schwächer.

Der Drache erkannte die Gelegenheit, sprang Pilgrim an und umklammerte ihn mit Zähnen und Klauen, so dass dieser hart auf die Erde schlug. Dabei wurde ihm sein Schwert aus der Hand geschleudert.

›Ahaaah‹, brüllte der Drache, ›jetzt habe ich dich‹, und warf sich auf Pilgrim, um ihn zu zerschmettern. Das Gewicht des faul stinkenden Ungeheuers war so groß, dass er dachte, es sei um ihn geschehen.

Aber gerade als der Drache sich zu seinem letzten Schlag erhob, streckte Pilgrim seine Hand nach dem Schwert aus, ergriff es und rief: ›Noch ist es nicht so weit, du elende Brut. Denn obwohl ich falle, stehe ich wieder auf.‹ Dann versetzte er ihm einen gewaltigen Stoß, so dass der Drache zurückfiel, als ob er tödlich getroffen wäre. Pilgrim erkannte seinen Vorteil und griff ihn sogleich wieder mit dem Schwert an. ›Es steht geschrieben‹, sagte er, ›dass wir in allen Dingen weit überwinden durch den, der uns liebt.‹

Darauf breitete der Drache seine lederartigen Flügel aus und erhob sich heftig flatternd und ächzend in die Luft. Pilgrim sah dem Drachen nach, wie dieser kraftlos und unsicher über die Felder davonflog, bis er nur noch ein kleiner, öliger Fleck am Abendhimmel war. Nie wieder würde er Pilgrim belästigen.

Aber eines hatte Pilgrim bei diesem Kampf gelernt: Nie wieder zog er in einen Kampf und ließ dabei sein Schwert in der Scheide stecken. Denn wie die Schrift

sagt: ›Denn das Wort Gottes ist lebendig und wirksam und schärfer als jedes zweischneidige Schwert.«

›Hört, hört«, stimmten die Gefangenen zu, die die Geschichte mit angehört hatten. ›Sehr gut. Sehr gut.«

›Ihr solltet die Geschichten in ein Buch schreiben«, meinte Richard und erhob sich.

›Ach, ich weiß nicht«, lachte Bunyan. ›Es freut mich, wenn sie dir gefallen haben, aber welchen Sinn hätte es, sie aufzuschreiben?« Dann stand auch er auf und wischte sich die Hände ab. ›Nun, es ist jetzt wohl an der Zeit für dich, zu gehen. Sonst verpasst du noch deine Kutsche.« Er klopfte Richard auf die Schulter. ›Möge Gott mit dir gehen, mein Junge, und vergiss nicht, fest zu stehen. Jetzt sieht alles gut für dich aus, aber das Leben ist nicht immer einfach. Denk' daran, dein Schwert zu benutzen!«

Zum Abschied winkte Richards Onkel dem Jungen noch lange durch das geöffnete Tor hinterher. Aber während Richard die staubige Straße von Bedford zum Swan Inn hinunterging, ging ihm eines nicht aus dem Kopf. Was für ein Mann ist dieser John Bunyan, dass er solchen Frieden im Gefängnis gefunden hat?

Er dachte an die zwei Menschen im Gefängnis, die er so gut kannte: sein Vater, ein politischer Gefangener; der andere, ein einfacher Prediger, der Geschichten erzählte. Der eine würde bald frei sein; der andere würde wegen seines Glaubens hinter Gittern bleiben.

Richard sah noch einmal zum Gefängnis von Bedford zurück und überlegte: Was für ein Mann werde ich wohl einmal sein?

## *Mehr über John Bunyan*

John Bunyan wurde 1628 in der kleinen Stadt Elstow, nahe bei Bedford, im südlichen England geboren. Er war der Sohn eines Kesselflickers, der Töpfe und Pfannen reparierte, Messer schärfte und andere kleine Schmiedearbeiten übernahm, die kein großes Schmiedefeuer benötigten. Solch ein Handwerk – und das dazu gehörige Werkzeug – wurde von Generation zu Generation weitervererbt.

An seinem sechzehnten Geburtstag schrieb sich Bunyan in die Armee der Parlamentarier ein. Obwohl er keine feste politische Überzeugung hatte, wurde er damit zu einem Gegner Charles I. Etwa 1648 heiratete er. Möglicherweise hieß seine Frau Mary und sie nannten ihr erstes Kind nach ihr, aber das ist nicht sicher. Ihre Tochter Mary kam blind zur Welt und wurde von John sehr geliebt. Tiefe Zärtlichkeit und Zuneigung verband sie.

John's Frau gehörte zu den Puritanern und entfachte in ihrem Mann eine feste religiöse Überzeugung. Später wurde er dann Laienprediger in den freikirchlichen Gemeinden um Bedford.

Seine Predigten waren kraftvoll und direkt und wurden in den umliegenden Gemeinden gerne gehört. Obwohl die freikirchlichen Gemeinden unter der Regierung Oliver Cromwell's starken Zulauf bekamen, war es doch für einen kleinen Kesselflicker unerhört, zu predigen. Und nachdem die Monarchie wieder eingesetzt war, versuchte die Re-

gierung mit Macht, alle Freikirchen und ihre Prediger auszulöschen.

John's erste Frau starb etwa 1658, nachdem sie vier Kinder zur Welt gebracht hatte. Als jemand, der in der Ehe erst richtig aufgeblüht war, blieb ihr Mann niedergeschmettert und hilflos mit vier kleinen Kindern, von denen das älteste gerade einmal acht Jahre alt und blind war, zurück. Innerhalb eines Jahres heiratete John erneut: Elizabeth, die vermutlich seine Cousine zweiten Grades war und daher ihren Mann und die Kinder gut kannte.

Sie wurde eine hingebungsvolle Frau und Mutter und schenkte ihm noch zwei weitere Kinder. Zeit ihres Lebens unterstützte sie stets ihren Mann und seinen Dienst.

In der Zwischenzeit kam es an der politischen Front zu tiefgreifenden Veränderungen. 1640 kam es in England zur Revolution. Zahlreiche politische Zusammenschlüsse und blutige Kämpfe, besonders zwischen den Armeen König Charles I und dem Parlamentsheer, dem John Bunyan und auch die meisten jungen Männer seines Landes angehörten, kennzeichneten den schrecklichen Bürgerkrieg, in dem Familie gegen Familie und Dorf gegen Dorf kämpfte. Die politischen Überzeugungen wechselten häufig, so dass Verrat an der Tagesordnung war.

Schließlich siegte die Armee der Parlamentarier, die von Oliver Cromwell angeführt wurde. Die Monarchie wurde abgesetzt, Charles I hingerichtet und Reformen eingeführt. So verlor die Kirche von England die Macht, die sie zuvor über die einfachen Bürger gehabt hatte.

Oliver Cromwell erhielt als Lord Protektor die oberste Staatsgewalt über England und regierte acht Jahre lang über das Volk.

Als ein überzeugter Puritaner schuf er Religionsfreiheit für die Puritaner, Quäker, Baptisten, Presbyterianer und andere Freikirchler. Zahlreiche anglikanische Bischöfe (von denen viele während des Krieges auf der Seite König Charles standen) wurden ihrer Ämter enthoben, ihr Kirchenbesitz den Freikirchen übereignet.

Die »Religion des Volkes«, das »allgemeine Priestertum«, führten dazu, dass auch John Bunyan die Möglichkeit erhielt, zu predigen.

Der politische Umschwung schuf natürlich auch viele Feinde unter den ehemals Mächtigen des Volkes, die nur darauf warteten, dass ihre Stunde eines Tages kommen würde und sie wieder zum Zuge kämen.

Als Cromwell am 3. September 1658 starb, fiel das Land unter der Regierung seines unfähigen Sohnes Richard zurück in die Anarchie, bis General George Monck, Kommandeur des schottischen Heeres, in England einmarschierte und im Februar 1660 in London eintraf. Die Revolution war vorbei.

General Monck berief das Parlament wieder ein und benachrichtigte Charles II, der in der Stadt Breda in den Niederlanden im Exil gewesen war. Im April 1660 versprach Charles II in der sog. Declaration of Breda, dass er, wenn das Parlament ihm die Rückkehr auf den Thron gestatten würde, einer parlamentarischen Regierung zustimmen würde. Seinen Fein-

den garantierte er Amnestie. Man brachte ihn nach England zurück, wo er am 8. Mai 1660 den Thron bestieg.

Er hielt sein Versprechen jedoch nicht ein und ließ schon bald im ganzen Land Laienprediger und politische Feinde ins Gefängnis werfen. Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, dass König Charles in ständiger Furcht vor einer aktiven Gruppe von Revolutionären lebte, die sich die Fifth Monarchy nannte. Ihre Anhänger wollten Charles II absetzen und eine Regierung unter »König Jesus« ausrufen, wobei natürlich die Regierungsgeschäfte unter ihrer persönlichen Kontrolle stehen sollten.

Der eigentliche Grund, warum John Bunyan ins Gefängnis geworfen wurde, betraf seinen Predigtdienst ohne staatliche, d.h. kirchliche Genehmigung. Durch seine Zugehörigkeit zu einer Freikirche war er natürlich nicht in der Lage, eine Genehmigung zu erhalten, obwohl er einige Jahre lang einer Gemeinde vorgestanden hatte. Wie dieser Bericht zeigt, waren die Einzelheiten der Verhaftung und Verurteilung rechtlich gesehen zweifelhaft. Bunyan hatte also wahrlich Grund, ein Gesuch zu einer erneuten Gerichtsverhandlung einzureichen.

Während seiner ersten paar Monate im Gefängnis erlaubte ihm der Gefängnisdirektor John White oftmals, das Gefängnis zu verlassen, um an Gottesdiensten teilzunehmen. Einmal ging John Bunyan dabei tatsächlich nach London. Dann schalteten sich jedoch die Regierungsbeamten ein und er durfte das Gefängnis in Bedford für die nächsten zwölf Jahre nicht mehr verlassen.

Während seiner letzten Jahre dort schrieb er den Großteil seines Meisterwerkes, der »Pilgerreise«, sowie etliche andere Traktate und Bücher. 1672 wurde er entlassen und stand schon bald wieder einer Gemeinde vor. Seine Schriften, die schließlich mehr als sechzig Bücher umfassten, machten ihn zu einem viel gefragten Prediger Südenglands.

1688 starb er in London an einer Lungenentzündung, die er sich wahrscheinlich zugezogen hatte, als er an einem bitterkalten Regentag einen weiten Umweg geritten war, um einen Streit zwischen einem Vater und dessen Sohn zu schlichten.



Dave und Neta Jackson

Glaubenshelden

---

# Hardcover

240 Seiten

Best.-Nr. 255.355

»Vorbilder gesucht!« Diesen stummen Schrei scheint man bei genauem Hinhören von vielen Kindern und Jugendlichen zu vernehmen.

Sie suchen nach Orientierung und Maßstäben, nach Werten, für die es sich zu leben und zu sterben lohnt, nach Menschen, die glaubwürdig sind.

In diesem Buch werden charakteristische Eigenschaften wie Geduld, Treue, Mut, Disziplin, Vertrauen, Dankbarkeit u. a. bekannter und weniger bekannter Männer und Frauen wie z. B. William Tyndale, David Livingstone, Eric Lidell, Gladys Aylward und Amy Carmichael vorgestellt. Lebensbilder von »Glaubenshelden« für Kinder erzählt, die Mut machen, ein Leben mit Gott zu wagen, ein Buch zum Lesen und Vorlesen. – JM 6-12



**Dave und Neta Jackson**

## **Die Schlacht des Trommlers – Florence Nightingale**

---

# Taschenbuch

160 Seiten

Best.-Nr. 255.435

Der Tod des Vaters stürzt die Familie in große Not und so verpflichten sich Robbie Robinson und sein älterer Bruder Peter in der Britischen Armee, um für den Unterhalt der Familie zu sorgen.

Zuerst ist die Armee auch aufregend und abenteuerlich. Aber dann, im Jahr 1854, werden sie nach Russland in den Krimkrieg geschickt – Peter als Reiter und der zwölfjährige Robbie als Trommler.

Bald gilt Peter als verschollen und Robbie fürchtet um das Leben seines Bruders.

Eine Infektion in seiner linken Hand führt Robbie in ein Krankenhaus nach Scutari in der Türkei und er hofft, dort auch seinen Bruder Peter zu finden.

Stattdessen trifft er Florence Nightingale, die gegen die entsetzlich schlechten hygienischen Zustände in den Krankenhäusern ankämpft. Robbie wird Florence »Rechte Hand«.

Wird er Florence in ihrem Kampf beistehen können und wird er seinen Bruder wiederfinden?